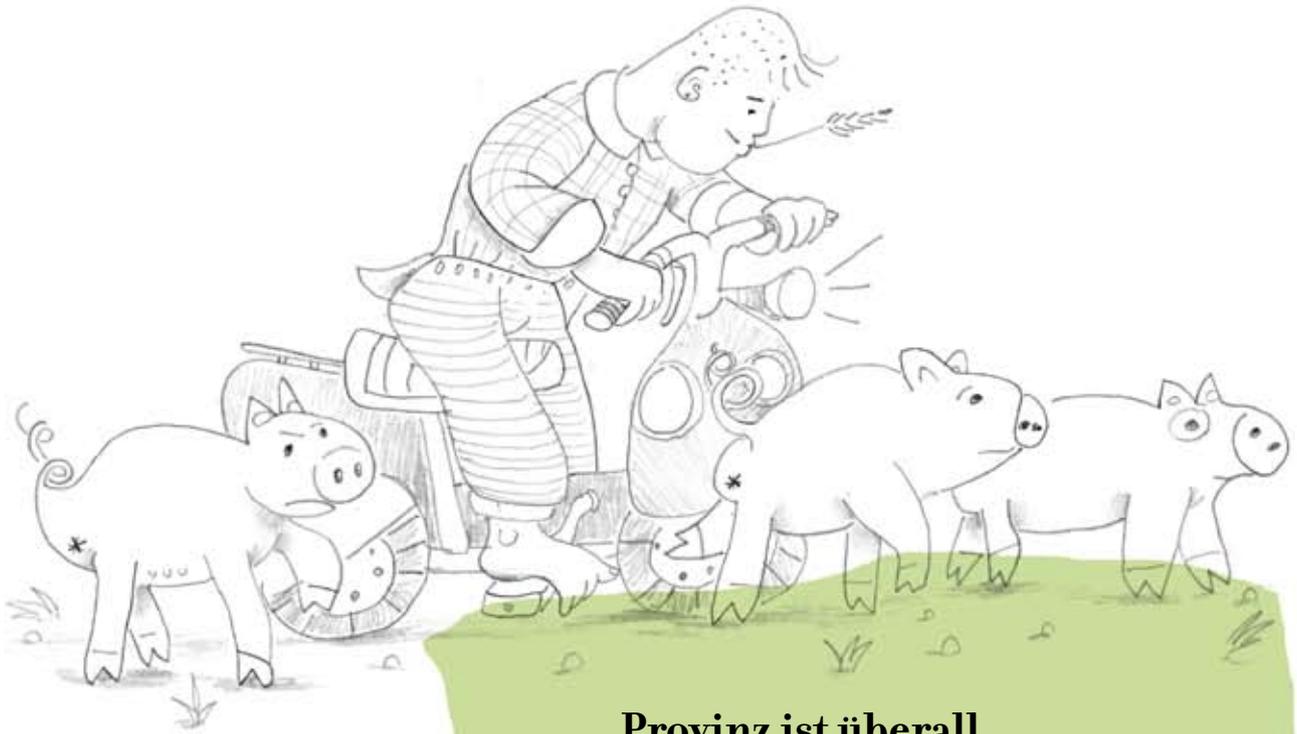


GO 02/07

Magazin der Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl





Provinz ist überall

Erst war ich über das gewählte Thema dieser zweiten GO-Ausgabe ein wenig irritiert: „Provinz“ ??? Ich bin hier schließlich aufgewachsen. Als Junge hielt ich Reutlingen für eine richtige Stadt und die Echaz für einen echten Fluss. Es gab eine Straßenbahn und ein Kreiskrankenhaus. Und selbst heute verteidige ich meine Heimatstadt gegenüber arroganten Ignoranten in Hamburg oder Berlin, als wäre sie ein Teil von mir.

Dabei hatten die Absolventen des jetzt abgeschlossenen Lehrgangs an der „Zeitenspiegel- Reportageschule Günter Dahl“, die ein Jahr lang aus Berlin, Wien oder Leipzig kommend in Reutlingen lebten, gar nicht im Sinn, sich über Mief und Kleinkarierteheit einer schwäbischen Kreisstadt zu mokieren. Sie wollten vielmehr der Frage nachspüren, warum sich gerade in geographisch überschaubaren Räumen gesellschaftlich relevante Entwicklungen vollziehen. Warum werden drogenabhängige Städter zur Therapie aufs Land geschickt? Wie kommen 18 auf einer Hallig eingesperrte Menschen im Winter mit sich selber klar? Was verstehen die Bewohner im ostfriesischen Ostrhauderfehn darunter, für die Erziehung eines Kindes brauche es ein ganzes Dorf? Und was ist Heimat wert, wenn Kohle unter den Häusern liegt?

So sind diese Reportagen, Features und Geschichten entstanden, die mit der Lupe das Große im Kleinen suchen. Ich habe dabei gelernt: Provinz ist ein Teil von mir. Provinz ist, wo ich bin. Provinz ist überall.

Philipp Maußhardt

Hallig Nordstrandischmoor

Heiligendamm

HAMBURG



Ostrhauderfehn

Lügenmuseum

Kyritz

Bundeshauptdorf

Berlin



Bundesrepublik DEUTSCHLAND

LEIPZIG

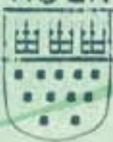


Bad Säckingen-Wallbach

Müllmuseum

Heuersdorf

KÖLN



Wehen

Laudert

Nachtopfmuseum

Weinheim

Roding

Chipfabrik

Dettenheim

Bauernhof Wenz

STUTTGART



MÜNCHEN



Dauerwellenmuseum

Todtnau

Vorurteile 7

Deutschlands abgeschie-
denstes Dorf: Büsingen 76-77

Wo unsere Promis
herkommen 49

84-85 Provinzstücke
– deutsche Autoren zu einem
Lieblingsthema

103 Pro und contra

Klischeefabrik „Tatort“ 83

Interview: Kulturwissen-
schaftler Hermann Bausin-
ger über den Provinzbegriff
94-95

Interview:
Intendant Sewan Latchinian
über Theaterspielen
auf dem Lande 46-48

Die schönsten Feste
in der Provinz 65

105-106 Glossar

Die Reportageschule 6

Impressum

M I N N H A L T

Sammler und Jäger Sie jagen Nachttöpfe, Müll und Lockenwickler. In der Provinz finden sich die skurrilsten Sammler, weil sie dort genügend Platz haben, ihre Leidenschaft auszuleben. **Lucas Vogelsang** hat einige von ihnen besucht.

8-17

Wehe Wehen! Der Zweiten Bundesliga droht in der nächsten Spielzeit ein neuer Club: Der SV Wehen, ein Dorfverein aus Hessen, wird dann gegen Mannschaften wie Köln und Freiburg spielen. **Katharina Schönwitz** hat sich in dem Taunusörtchen umgesehen. Seite 18-25

Das Bundeshauptdorf Berlin ist . . . auch nur ein Dorf, das gleich hinter den Glitzerfassaden des Potsdamer Platzes beginnt. Stammkneipe, Schrebergarten und zugezogene Gardinen sind die Grenzsteine der Kiezbewohner, die **Philipp Eins** auf seinem Streifzug durch Berlin entdeckte. Seite 26-33

Her mit der Kohle! Das 700 Jahre alte Heuersdorf in Sachsen ist auf Kohle gebaut. Nun wird es abgerissen, damit vier Jahre lang die Kraftstoffschlote rauchen können. **Thomas Thieme** hat die letzten Bewohner von Heuersdorf getroffen.

34-45

Bin Laden sei Dank Im Bayerischen Wald sagten sich Fuchs und Hase gute Nacht. Bis zum 11. September 2001. Dann bescherte die weltweite Terrorismus-Hysterie dem Städtchen Roding den Aufschwung. Dort werden fälschungssichere, biometrische Pässe hergestellt. **Martin Preusker** schaute sich um. Seite 50-54

Stille Tage auf Nordstrandischmoor Im Winter leben die 18 Bewohner einer Nordseehallig abgeschieden vom Rest der Welt. Nur eine Lore verbindet ihre Insel mit dem Festland. **Christian Schnohr** fuhr bei Ebbe hinüber und blieb die nächsten Tage verschwunden. Seite 56-64

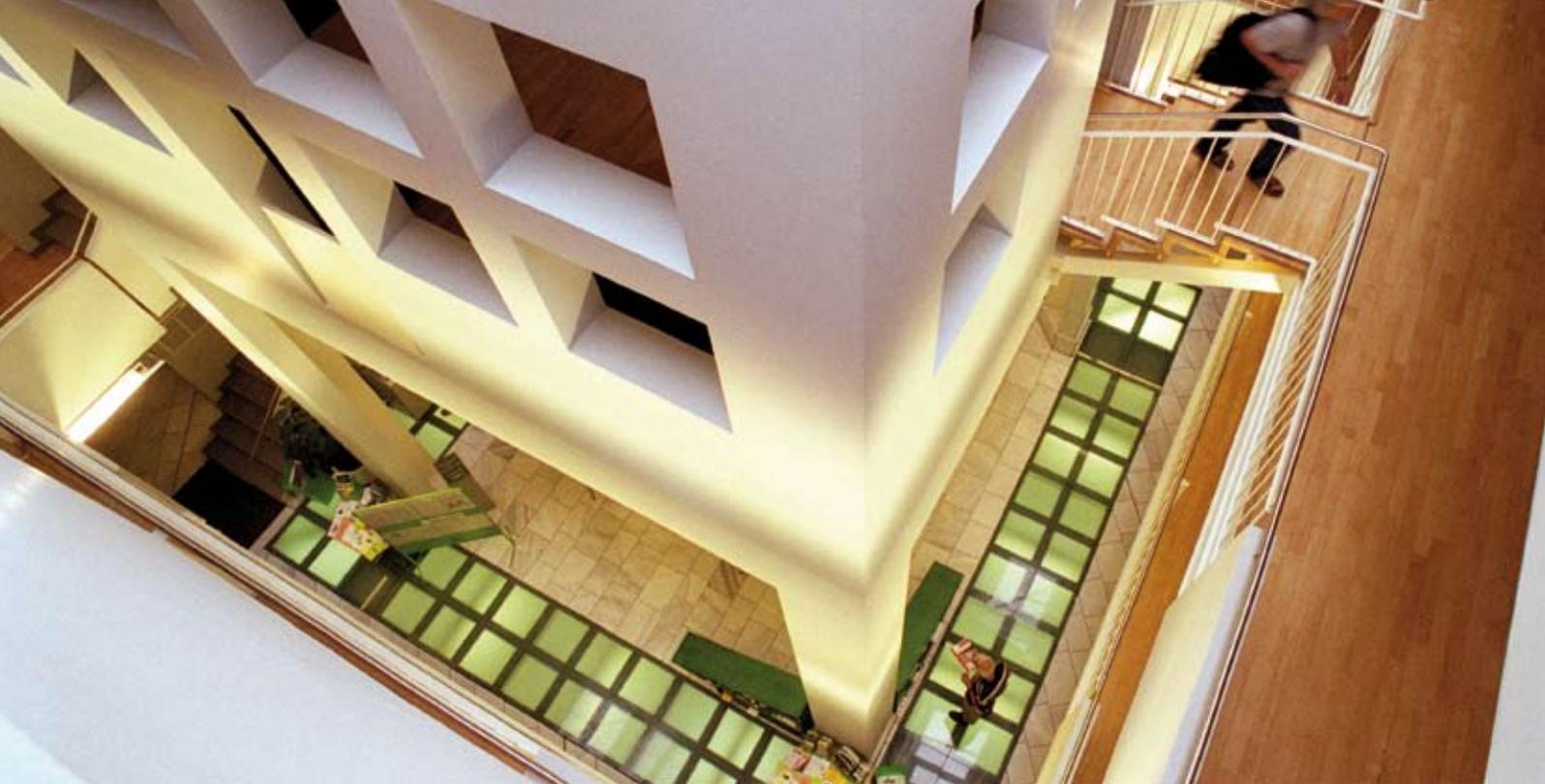
Nadel im Heuhaufen Drogenabhängige lernen auf dem Bauernhof wieder ein Leben in Normalität. Die Therapie ist erfolgreich. Nur zwanzig Prozent der Junkies brechen vorzeitig ab. Reporterin **Ursel Nendzig** weiß jetzt auch, warum.

66-74

Die Puff-Metropole Weinheim an der Bergstraße war ein beschauliches Städtlein, bis Bordellbetreiber die verkehrsgünstige Lage erkannten und einen Puff nach dem andern eröffneten. Seither kommt Weinheim aus den Schlagzeilen nicht mehr heraus. **Jörg Isert** hat die Leidensgeschichte aufgeschrieben. Seite 78-82

Alle für einen Im ostfriesischen Ostrahderfehn helfen alle Bewohner mit, dass aus den Kindern was wird. Sie haben sich eine afrikanische Weisheit zu eigen gemacht: „Zur Erziehung eines Kindes braucht es ein ganzes Dorf.“ **Flora Jädicke** hat sich in Schule und Familien umgesehen. Seite 86-93

Hinterm Maschendrahtzaun Für das G8-Gipfeltreffen im Juni wurde in Mecklenburg-Vorpommern die Mauer wieder aufgebaut. Ein 12 Kilometer langer Hochsicherheitszaun soll verhindern, dass Demonstranten die Staatshäupter stören. **Ulf Schubert** hat durch die Maschen gespickt. Seite 96-103



Die Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl vermittelt nicht nur das Hand- und Kopferwerk der Reportage, sondern auch die Grundlagen eines ethisch verantworteten Journalismus. Zu diesem Zweck hat sich die Agentur Zeitspiegel mit der Volkshochschule Reutlingen GmbH in einer Kooperation zusammengeschlossen. Die auf Reportagen spezialisierte Agentur liefert das journalistische Know-how, die Volkshochschule Reutlingen GmbH, mit dreizehn Bildungseinrichtungen eines der größten Weiterbildungszentren Deutschlands, übernimmt das Bildungsmanagement.

Die Vollzeitausbildung zum Reportage-Journalisten dauert 12 Monate, inklusive Praktikum. Die Schule ist dem im April 2004 verstorbenen Journalisten und Zeitspiegel-Mitglied Günter Dahl gewidmet. Sein Name steht für Anspruch, Glaubwürdigkeit und Verantwortung im Journalismus. „Ein Reporter des Lebens. Einer, der weiß, dass auf einem Quadratmeter Schrebergarten mehr Wunder zu finden sind, als mancher Reporter auf einem Kontinent findet.“ (Henri Nannen über Günter Dahl)

Das Bedürfnis nach Vertiefung und hintergründiger Information wächst. Steigende Einschaltquoten bei Fernsehkanälen wie „Arte“ oder „Phönix“ oder die erfolgreichen Neugründungen von Zeitschriften wie „mare“, „brand eins“ oder „cicero“ belegen diesen Trend. „Slow food“ statt Schnellimbiss am Zeitungskiosk. Da in der Reportage genau jene journalistische Stilform gepflegt wird, die dem Bedürfnis nach Vertiefung entspricht, gründeten wir diese Schule.

Dr. Ulrich Bausch
Uli Reinhardt

Die Schule dankt:

Dr. Ing. h.c.S. Porsche AG

Hugo Boss AG

Malerwerkstätten Heinrich Schmid GmbH & Co. KG

Pfizer Deutschland GmbH

Anwaltskanzlei Meister, Maier & Kollegen, Nürtingen

Südwest Metall, Verband der Metall- und Elektroindustrie Ba-Wü e. V.

Volksbank Reutlingen e. G.



FAST ALLE VORURTEILE STIMMEN ...

Alle wollen weg aus der Provinz. RICHTIG Eine Untersuchung des statistischen Bundesamtes zeigt, dass mehr Menschen aus ländlichen Gebieten in städtische oder halbstädtische Gebiete ziehen als umgekehrt. 1996 zogen 180.000 von ländlichen Gebieten in Städte, rund 170.000 von der Stadt aufs Land.

In der Provinz muss man die Haustüre nicht abschließen. RICHTIG Laut Bundeskriminalamt finden nur 22 Prozent aller Diebstähle in Gemeinden mit weniger als 20.000 Einwohnern statt.

Die Provinz ist der Nährboden für Neonazis. RICHTIG Die NPD errang ihre besten Wahlergebnisse in kleinen Gemeinden, wie dem 399-Einwohner-Kaff Postlow in Ostvorpommern (38,5 Prozent bei der Landtagswahl 2006). Verfassungsschützer sprechen vom Phänomen der „abdriftenden Landschaften“.

In der Provinz kann man besser essen. RICHTIG Die Mehrzahl der deutschen Sterneköche kocht in der Provinz. Nur 78 Sterneköche findet man in deutschen Großstädten, 125 aber in kleineren Städten oder Dörfern. In der Gemeinde Baiersbrunn im Schwarzwald isst man am Besten. In dem 16.000 Einwohner-Städtchen gibt es gleich drei Sterne-Restaurants.

In der Provinz wählen alle schwarz. RICHTIG Laut Wahlforschungs-Instituten erreicht die CDU/CSU in Wahlkreisen mit hoher Bevölkerungsdichte durchschnittlich 30,2 Prozent der Stimmen, in weniger besiedelten Gebieten sind es 44,1 Prozent. Den Rekord hält das bayerische Dorf Balderschwand. Dort erhielt die CSU 1996 bei den Kreistagswahlen 100 Prozent.

Dorfkinder sind doof. FALSCH Dialekt macht schlau. Die Pisa-Studie zeigte, dass Kinder aus ländlich strukturierten Gegenden wie Bayern, Baden-Württemberg, Sachsen oder Österreich im Bildungsvergleich besser abschneiden. Das liegt daran, dass sie „zweisprachig“ aufwachsen, sagen auch Mundart-Experten wie Hans Triebel. „Unsere Kinder san ja net so gscheit, weil bei uns die CSU regiert, sondern weil sie von Grund auf zwei Sprachen lernen, den Dialekt als Muttersprache und das Schriftdeutsche als Standardsprache.“

In der Provinz gibt es keinen Handyempfang. RICHTIG Alle Mobilfunkanbieter bringen in regelmäßigen Abständen Karten über ihre Netzabdeckung heraus. Auf jeder gibt es noch viele weiße Flächen – ohne Handyempfang. Vor allem in dünn besiedelten Gebieten im Osten der Republik.

In der Provinz leben mehr Schweine als Menschen. FALSCH Laut Statistischem Bundesamt leben rund 4,2 Millionen Deutsche im ländlichen oder halbstädtischen Raum. Allerdings gibt es in Deutschland nur 26,8 Millionen Schweine.

Die meisten Jugendlichen fahren sich in der Provinz tot. RICHTIG Wer zwischen 18 und 24 ist, sollte mit dem Auto die Landstraße meiden – vor allem samstags und sonntags zwischen 0 und 6 Uhr. Laut einer Erhebung des Statistischen Bundesamtes kracht es bei Jugendlichen in knapp der Hälfte aller Unfälle in den frühen Morgenstunden, wohl meistens nach der Disco. Dabei passieren 52 Prozent der Unfälle außerhalb von Ortschaften.



Erich Thomann im Müllmuseum

Alles meins !

Eine Reise zu den verrücktesten Sammlern der Republik



- Der Busfahrer ignoriert die Haltestelle und fährt direkt vor den Eingang des Müllmuseums, weil er „den Erich“ gut kennt. In Wallbach, einem Dörfchen so dicht an der Grenze zur Schweiz, dass man den Grenzübertritt nur am Wechsel des Mobilfunkanbieters erkennt, tut das jeder. „Der ist bekannt wie ein bunter Hund.“ Früher hat der Fahrer den Erich auf der Deponie geholfen. Jetzt brüllt er: „Erich, Kundschaft.“ Die Falttür schließt. In vier Stunden kommt er wieder.

Erich Thomann steht vor der Tür seiner Scheune. Die Schatzsuche auf der Müllhalde hat sichtbare Spuren hinterlassen, seinen Rücken gebeugt. 30 Jahre lang hat der Deponiefahrer Thomann auf der Kreisdeponie „Lachengraben“, auf der er mit einer Raupe den Müll zusammengefahren hat, in stinkenden Abfallbergen gewühlt. Auf seinem ergrauten Haarschopf sitzt eine blaue Pudelmütze. Unter dichten weißen Augenbrauen liegen die gutmütigen Augen eines Großvaters, der bis spät in die Nacht Geschichten erzählt.

Er schlurft im Halbdunkel zu der Treppe, die sich hinaufwindet in sein Museum. Von der Decke hängen Spazierstöcke und ein ausgestopfter Marder. An den Wänden vergilbte Fotos fremder Familien. In einer Ecke des Raumes steht ein Tisch. Darauf eine alte Nähmaschine und das Gästebuch in Ledereinband, gegenüber ein Küchenschrank aus Eichenholz mit Türen aus Glas. Teeservice, Puppen in Matrosenanzügen, eine Violine.

An der Treppe schlummert ein Teddy hinter Glas. Thomann bleibt stehen und schaut das abgewetzte Plüschtier liebevoll an. „Den konnte ich einfach nicht zusammenfahren, da habe ich ihn mit nach Hause genommen.“ Sagt Thomann. So hat alles angefangen. Nachdem er die ersten Puppen gerettet hatte, konnte Thomann mit dem Sammeln nicht mehr aufhören, „nichts mehr liegen lassen“. Seine Obsession beschreibt er in vier Worten: „Gesehen, eingepackt, alles behalten.“ Die ganze Familie wurde eingespannt. Thomanns Frau wusch Puppen das Haar, der Sohn musste mit auf die Deponie und seine Tochter, die im Nachbarort als Dekorateurin arbeitet, alles „schön herrichten“.

„Irgendwann war die Wohnung voll. Aber ich wollte nichts wieder hergeben.“ Nicht die Nazi-Orden und Honigschleudern, weder die Zigarren, die in der „Raucherecke“ neben Pfeifenreinigern und Zigarettenetuis liegen, noch eine Urform der Schreibmaschine, die so alt ist, dass nicht mal der alte Thomann so genau weiß, wie man sie einmal bedient hat.

Selbst eine Bibel von 1743 fand Thomann zwischen Babywindeln und Pizzaresten: „Mein Heiligtum.“ Nun liegt sie neben Rosenkränzen, Marienfiguren und Mönchskutten in seiner Devotionalienabteilung.

„Kein Hosenknopf verlässt diese Scheune.“

Warum er so reiche Beute machen konnte, bei seinen Fischzügen durch den Abfall, dafür hat der gelernte Landwirt Thomann eine simple Erklärung: „Das war nach dem Krieg.“ Erhardts Wirtschaftswunderwelt. Wo es vorher nichts gab, regierte der Überfluss und „die Alten wollten alle was Neues und die Jungen, die hatten keinen Sinn für das Alte“. Thomann fasst sich an den Kopf und murmelt irgendwas von „Wegwerfgesellschaft“. Manchmal hat er sich einfach nur gedacht, wie können die nur. Aber sie konnten. Die Folge? Na, sehen Sie doch selbst. Fast wirkt es so, als sei er selbst noch immer verwundert, dass das alles aus dem Müll stammt.

3. Stockwerk: Spielzeugabteilung. Nachkriegs-Spielemax. Staunen: Puppenküchen aus Eisen und Holz, Mecki-Figuren und dutzende Puppen, im Kinderwagen sitzend, die Plastikaugen weit aufgerissen, dazu Blechspielzeug, das älter ist als Thomann selbst. Ob das wirklich alles vom Müll ist? Thomann lächelt milde. „150.000 Mal“, ungefähr, habe er diese Frage schon gehört. Ja. Alles Müll. Hinter Plexiglas fährt eine Märklin-Lok etwa 300 Mal in der Stunde denselben Bahnhof an. Die Bahnanlage ist das Fundstück, das wie kein anderes für „die Wegwerfgesellschaft“ steht. Die hat er mit Bahnhof und Schienen, „komplett und noch originalverpackt“, gefunden. „Da kann doch nur mit dem Kopf schütteln.“ Das tut er.

Ganz oben unterm Dach wird sichtbar, dass Thomann hier deutsche Geschichte konserviert hat.

In einer Musiktruhe von Telefunken singt Conny Froboes. „Zwei kleine Italiener.“ Thomann schaltet ein hundert Jahre altes Grammophon ein, legt eine Schellackplatte auf. Dreißiger-Jahre-Swing. Untermalt vom Rauschen und Knacken der Nadel. Aus einem Röhrenradio in der Ecke dringt Brechts „Dreigroschenoper“. Volksempfänger gibt es auch und Kuckucksuhren. Das ganze Land unter einem Dach.

Fast täglich steht bei Thomann ein Antiquitätenhändler vor der Tür und bietet viel Geld für dessen „Müll“. Der Erich lacht nur milde und sagt: „Kein Hosenknopf verlässt diese Scheune.“





Monika Schneider unter der Haube



Brigitte Breuer im „Kaisersaal“ des Nachttopfmuseums



Denn: An Geld liegt ihm nichts. „Das liegt nur auf der Bank und ich seh’ es nicht mehr, wenn ich aber hier durchgehe, durch meine Sammlung, dann freut es mich jedes Mal.“ Weil er das geschafft hat. Oft redet Thomann von seinem „Lebenswerk“. Und wenn er ehrlich ist, gibt er auch zu, dass er das Müllmuseum mehr für sich als für die Besucher gebaut hat. Wie um sich zu vergewissern, die letzten dreißig Jahre existiert zu haben.

Er schließt die Tür seines Museums. Reicht mir die Hand, mustert meinen großen Rucksack. „Wohin geht die Reise?“ Ins Dauerwellenmuseum nach Todtnau. Ein Lächeln. „Schöne Grüße.“ Warum? – Bevor ich ihn fragen kann, ist der alte Thomann schon wieder in seiner Scheune verschwunden.

Mit einem leisen Zischen öffnet sich die Falttür. Ich löse eine Fahrkarte bis Todtnau, einem Ferienort im Südschwarzwald. Häuser im Schatten waldbedeckter Hügel. Kirchenglocken läuten zum Sonntagsgottesdienst, die Bäckerei ist gleichzeitig die Post. Doch gibt es heute weder Brötchen noch Zeitung. Monika Schneider sitzt in einen beigefarbenen Mantel gehüllt hinter einem kleinen Schreibtisch. Sie ist entweder gerade gekommen oder rechnet fest damit, gleich wieder gehen zu müssen. Das Dauerwellenmuseum ist menschenleer. Die kleine Frau spricht leise. Haut- und Haarfarbe passen farblich zu ihrem Mantel. Würde sie nicht sprechen, sie wäre Teil ihrer Ausstellung.

Monika Schneider hat „Blut geleckt“. Ihre Augen funkeln. „Heute muss ich immer weiter sammeln.“

Erst einmal „schöne Grüße aus dem Müllmuseum“. Das Eis bricht, Monika Schneiders Gesicht löst sich lebendig aus dem Pastell des Mantels. Sie lacht und ruft: „Ach.“ Und dann: „Der Erich, da waren Sie auch.“ Sie deutet in die Mitte des Raumes: Dort steht ein Ungetüm, wie es die Tiefsee bisweilen ausspeit, schwarze Tentakeln hängen schlaff bis auf den Teppich. „Ein Flachwickler“, erklärt Frau Schneider stolz, „der ist eine Dauerleihgabe des Müllmuseums.“

Sie erzählt von ihrer Begegnung mit Erich Thomann und gerät dabei ins Schwärmen: „Dass ein Baggerfahrer“, sie überlegt kurz, tätschelt das Tiefseevieh, – „dass so ein einfacher Mensch, das Bewusstsein für den Wert solcher Sachen hat. Bemerkenswert.“ Sichtlich gerührt nimmt sie einen der Prospekte des Müllmuseums vom Stapel neben dem Flachwickler.

Wie Erich Thomann, der „der Wegwerfgesellschaft den Spiegel vorhalten“ wollte, liegt der Sammelwut Monika Schneiders eine Idee zugrunde, eine besondere Motivation: Die gelernte Dolmetscherin wollte dem Erfinder der Dauerwelle und gebürtigen Todtnauer Karl Nessler ein Denkmal setzen. Weil „der Mann so viel Gutes getan hat für die Stadt und weil man an seinem Beispiel sehen kann, wie man auch aus dem Nichts etwas schaffen kann“. Ein arbeitsamer, tüchtiger und kluger Mensch

sei der gewesen. Ein echter Wohltäter. Dass Nessler dank der gewellten Haare zum Millionär wurde, hat mit Todtnau eigentlich nicht viel zu tun. Schließlich hatte er Deutschland schon als Jugendlicher verlassen, wurde als „Charles Nessler“ in Paris berühmt und erfand 1906 in London die Dauerwelle. Seiner Heimatstadt half er immer wieder mit großzügigen Spenden durch die schwierigen Zeiten zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

An den Wänden hängen weiße Tafeln, die den Dauerwellenmann, „dieses Genie“, direkt ansprechen. „Das von Dir erbaute Haus der Dauerwelle ...“, oder: „... nachdem Du dann Todtnau verlassen hast ...“. Das klingt wie eine Ansprache für einen Lebenswerk-Bambi. Doch davor stehend, hat man unweigerlich Monika Schneiders Stimme im Ohr. Ihr Zwiegespräch mit der Dauerwelle.

Eigentlich wollte Monika Schneider nur so lange sammeln, bis sie eine Ausstellung eröffnen konnte, die das Erbe Karl Nesslers bewahrt. Mehr nicht. Schließlich ist aber auch bei ihr dieses Fieber ausgebrochen, alles haben zu müssen. Nur zaghaft kommt es über ihre Lippen. Dieses böse Wort: Sucht. „Blut geleckt“ habe sie. Ihre Augen funkeln. „Heute muss ich immer weiter sammeln.“ Stunden verbringt sie im Internet oder fährt alte Friseurläden ab und hofft bei jeder Wohnungs- und Geschäftsauflösung auf einen neuen Fund. Breit, aber doch verlegen grinsend zeigt sie mir Bürsten, Ondulier- und Kreppeisen, sechzig Jahre alte Haartrockner und Dauerwellenapparate. Mittelalterliches Folterwerkzeug.

Der Busfahrer hält an der Kirche und schaut mich an, als wollte er sagen: „Na, hab ich zu viel versprochen?“

„Fast jeden Tag kommt etwas Neues hinzu“, und, da ist sich Frau Schneider sicher, „es wird seinen Platz bei mir bekommen.“

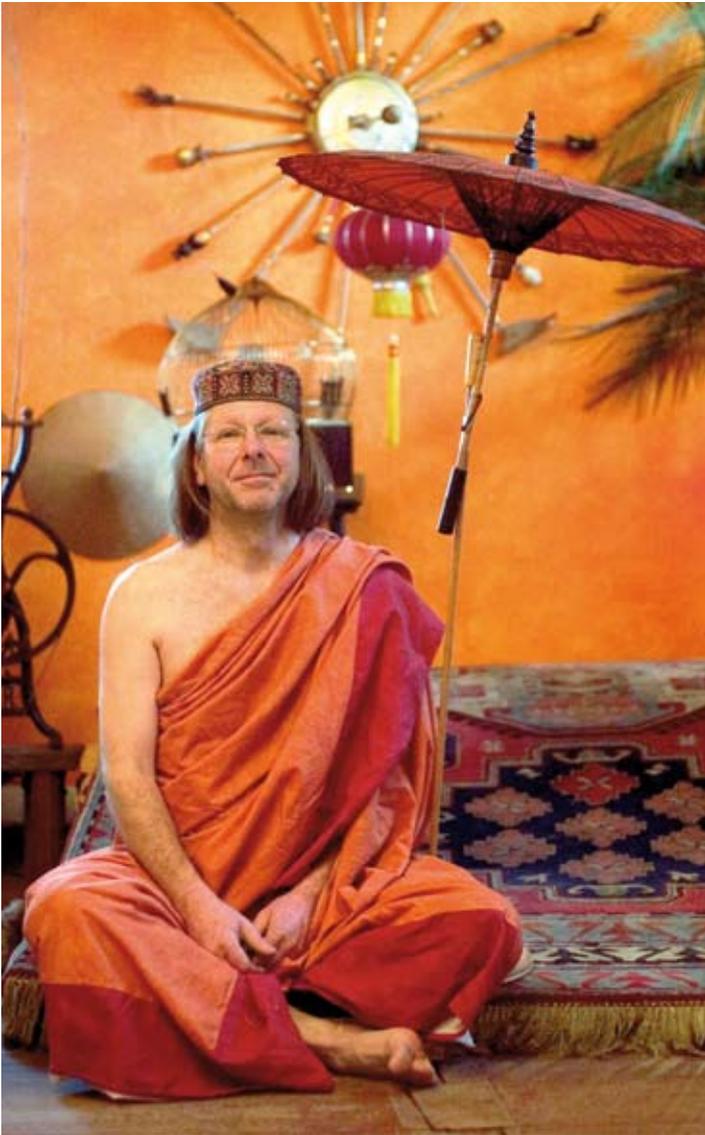
Provinz ist dort, wo Busse vierstellige Nummern tragen. Nächster Halt: Laudert. An irgendeinem eingleisigen Bahnhof steige ich in einen Zug um. Hinter den Fenstern schmilzt der Schnee im Zeitraffer. Die Schienen führen am Rhein entlang. Bis zu einem eingleisigen Bahnhof nahe der Loreley. Ins Dorf der Nachttopfsammlerin fährt heute nur noch der Schulbus.

Kurz vor eins. Laudert schlummert am Hunsrück. Auf der Straße weder Menschen noch Autos. 24 Stunden Ladenschluss. Der Busfahrer hält an der Kirche und ruft das Nachttopfmuseum aus. „Die Breuer und ihre Töpfe kennt hier jeder“, sagt er. „Die spinnt. Aber nicht nur im Kopf.“ Tschüss. Am Ende der Straße steht das Haus der Breuers. Unscheinbar. Gutbürgerlich. Winterliche Blumenarrangements und Reisig auf der Treppe. Nur ein selbst gemaltes Bild in einem überdachten Schaukasten lässt vermuten, dass hier etwas anders ist: ein olivegrüner Nachttopf, mit Rosen verziert. Der ist, was für den Müll-Erich





Reinhard Zabka: in Lügen verstrickt



Richard von Gigantikow: blaublütiger Schwindler

der Teddy war: Der Anfang. „Mein Schatz“ wird Brigitte Breuer später sagen. Und mit ihren lackierten Nägeln über das glänzende Muster fahren. Als sei es das makellose Gesicht eines Geliebten.

Bei Brigitte Breuer gibt es frischen Kaffee und selbstgebackene Plätzchen. Und erst einmal einen Crashkurs in Sachen Heimatkunde und Nachttöpfe. „Hier auf'm Hunsrück heißt dat Pinkelflasch.“ Fast das ganze Haus ist also voll mit Pinkelflaschen, Urindosen, Möschepötten. Es riecht nur nach Kaffee.

Die Treppe hoch. Der ganze zweite Stock ist ein Museum. 140 Quadratmeter. Der erste Raum sieht erst einmal aus wie ein Thomann-Franchise. Alte Spinnräder und Webstühle. Daneben „wohnen meine Teddys“, Brigitte Breuer näht Bären mit Knopfaugen, die brummen, wenn man sie auf den Kopf stellt. „Wenn ich schlechte Laune habe, komm ich hier rauf und rede mit den Bären.“ Feierlich öffnet sie die Tür zum Herzstück des Nachttopfmuseums. „Der Kaisersaal, wenn Sie so wollen.“ Natürlich schmückt ein Kronleuchter den „Saal“.

Die Nachttöpfe stehen übereinandergestapelt in meterhohen Regalen, baumeln von der Decke oder füllen, in Zweierreihen hintereinander, alte Küchenschränke. Über fünfhundert Stück. In allen Farben und Formen. Hinter Glas bewahrt Frau Breuer die besonders wertvollen auf. Über zweihundert Jahre alt. Und „aus Meissner Porzellan“. Die Vitrine ist abgeschlossen.

Brigitte Breuer ist 62 und hat die Hälfte ihres Lebens Nachttöpfe gejagt. Mit Anfang dreißig stolperte sie auf einem Trödelmarkt eher zufällig über „ihren Schatz“. Und musste ihn mitnehmen. Musste. Sie knirscht mit den Zähnen. Seit diesem Tag gab es kaum ein Wochenende, das die Hausfrau nicht auf Flohmärkten und in Antiquitätenläden verbrachte. Und wenn sie keine Nachttöpfe finden konnte, kaufte sie eben etwas anderes. „Hauptsache irgendwas mitnehmen“, erklärt sie verlegen. Und deutet in eine Ecke des „Kaisersaals“: eine komplette Kücheneinrichtung aus der Zeit zwischen den Weltkriegen, hundert Jahre alte Bidets aus Holz und Metall. Schlitten und vor allen Dingen altes Spielzeug. „Weil wir nach dem Krieg als Kinder keines hatten.“ Es klingt wie eine Rechtfertigung für das wütende Sammeln. Für ihre Sucht. Und, jetzt trotzig, schiebt sie hinterher: „Immer noch besser als Tabletten oder Alkohol.“

Extra Aufputzmittel bräuchte sie auch gar nicht. Sie sei halt von Natur aus „ein echter Brummkreisel“, sagt Brigitte Breuer. Und ein Paradiesvogel. In ihr schwarzes Haar hat sie sich eine rote Strähne gefärbt. Ihr lilafarbenes Brillengestell passt farblich zu ihrer Strickjacke, unter der sie eine türkisfarbene Bluse in Leopardenoptik trägt. Natürlich mit Glitzerstrasssteinchen bestickt.

Warum sie ausgerechnet Nachttöpfe sammelt, weiß Brigitte Breuer genau. „Weil da so viel Scheiß rein passt.“ Sie hält sich die Hand vor den Mund wie ein Kind bei Dingsda. Upps. Das ist ihr jetzt so rausgerutscht. Wieder lacht sie. Brigitte Breuer nimmt sich halt „selbst nicht so ernst“ und ist „stolz auf ihre Macke“. Sie deutet auf ein altes Spinnrad. Mit dem sie Teddys macht, die brummen, wenn man sie auf den Kopf stellt. „Ich spinn halt ein bisschen. Nicht nur im Kopf.“

Der Busfahrer hält an der Kirche und schaut mich an, als wollte er sagen: „Na, hab ich zu viel versprochen?“

Nächster Stopp: Gantikow.

Das Dorf liegt noch hinter Kyritz, eine Stunde entfernt von Berlin. Hier steht das Lügenmuseum des „Richard von Gigantikow“. Im Grau der brandenburgischen Ebene wirkt es wie ein Regenbogenfisch in der Ostsee: Fantasiervolle Fresken schmücken die Fassade, farbenfrohe Skulpturen stehen im Garten verteilt. Der Hausherr, der außerhalb dieser Kunstwelt Reinhard Zabka heißt, trägt ein langes karmesinrotes Seidengewand und trotz des tristen Regenwetters einen Sonnenschirm über der Schulter.

„Schauen Sie sich erst mal um.“ Hereinspaziert. Für einen Moment wirkt Richard von Gigantikow wie ein Schausteller auf

der Kirmes, der die Besucher gestenreich und listig lächelnd in sein Gruselkabinett lockt.

In den hohen verschachtelten Räumen des ehemaligen Adelssitzes erwartet mich die Geburtsstube Willy Brandts und das Ohr van Goghs, der Wanderschuh, mit dem Fontane durch Brandenburg gewandert sein soll und eine Maschine, die 1989 die Wende ermöglicht hat. Kunstwerke, Illusionen. „Eine einzige Fata Morgana“, wie Gigantikow sagt. Das Museum ist wie ein Tag mit eingebilddeten Freunden. Vieles erinnert an die Studioausstattung alter DEFA-Märchenfilme. Überall zischt und rattert es, dringen Vogelstimmen von der Decke, plätschert Wasser auf den Boden.

Der Weg zurück führt vorbei an mumifizierten Hühnern und Kettenkarussell fahrenden Zahnbürsten

Die Flügeltür des Empfangssaals ist mit Zitaten gepflastert. Sprüche aus mit Blumen verzierten Poesiealben. „Die Lüge im Dienste der Wahrheit wäscht den Staub des Alltags von den Sternen.“ Steht dort. Urheber: Richard von Gigantikow. Gleich daneben in einem Schaukasten verschimmelt ein Wolpertinger, der gehörnte Hase mit Entenbeinen wird von Wollkäfern zerfressen. Wo der Besucher das Klo erwartet – Tür auf – hat der blaublütige Schwindler dem Sozialismus eine Kathedrale errichtet. Unter einem Portrait Stalins kauert das Sandmännchen in roten Samt gehüllt. Psychedelische Musik dringt aus einem unsichtbaren Lautsprecher.

Im Titanic-Zimmer gleich nebenan steht ein alter Volksempfänger, aus dem es ununterbrochen blubbert. Darauf liegt ein weißer Zettel: „Im Radio hören Sie den Original-Ton vom Untergang der Titanic – zwanzig Minuten danach.“ Hinter einem Vorhang aus zu Ketten aufgereihten Muscheln – die „Psychodelia Maschinka“, ein begehbarer LSD-Trip aus Glas, Weichnachtsschmuck, bunten Lichterketten und Spiegeln, der, glaubt man dem Herrn der Lügen, maßgeblichen Anteil am Mauerfall gehabt haben soll.

Der Weg zurück führt vorbei an mumifizierten Hühnern, Kettenkarussell fahrenden Zahnbürsten, einem Fuchsschwanz, der an einem Draht in Kopfhöhe seine Runden durch den Raum dreht.

Reinhard Zabka sitzt vor einem großen Holzofen. Er hat den Richard von Gigantikow abgelegt, trägt jetzt Wollsocken in Sandalen, ein weinrotes Hemd, darüber ein weißes Jacket. Er zündet Räucherstäbchen an und setzt Tee auf. Zabka beginnt zu erzählen. Von Lügen und Kunst. Seine Stimme unterlegt mit dem leisen Singsang eines Muezzins. „Eigentlich ist das alles hier nichts anderes als ein Müllmuseum. Aber“, stellt Zabka klar: „Ein Sammler bin ich nicht.“ Er hat das ganze Zeug von den Müllhalden und Schrottplätzen schließlich „verfremdet

und in einen völlig neuen Kontext gestellt“. So dass aus Müll Kunst wurde.

Ursprünglich sollte dieses Gesamtkunstwerk, das „Heimatmuseum der Lügengeschichte“, einmal die engstirnig kleinkarierte Lebensweise in der DDR ironisieren. Doch „bis heute“, sagt Zabka und deutet aus dem Fenster in die brandenburgische Ödnis, „haben sich die Leute hier nicht geändert“. Zabka und die ostdeutsche Provinz verbindet eine innige Hassliebe. Er kann weder mit ihr noch ohne sie. Bevor er nach Gantikow zog, hatte der gebürtige Erfurter 20 Jahre lang in Berlin Prenzlauer Berg gelebt. Einen Teil von ihm, sagt Zabka, ziehe es jeden Tag zurück in die Stadt.

Trotzdem ist er immer hier geblieben. Im Osten. In der Provinz. In der Engstirnigkeit. Warum? „Die Stadt ist zu schnelllebig.“

„Hier kann alles atmen“, sagt er und wirft seine Haar schwingvoll nach hinten. Schlägt die Beine übereinander. Verträumt schaut er über die randlosen Gläser seiner Brille, fixiert durch den Rauch der Stäbchen hindurch einen imaginären Punkt hinter den Fenstern. „Dieser Freiraum und die Ruhe.“ Er faltet die Hände in seinem Schoß. „Das ist der Humus der Inspiration, auf dem meine Ideen reifen können.“

Er verabschiedet mich. Hinten scheppern die Installationen. Mein letzter Blick fällt auf ein Zitat George Taboris. Mit schwarzem Filzstift wie von Kinderhand auf die Tapete geschmiert: „Mach aus deiner persönlichen Scheiße öffentliches Geld.“

Der Bus kommt. Er trägt eine vierstellige Nummer.



Lucas Vogelsang, 21, musste sich nach dieser Reise erst einmal sammeln. In nur vier Tagen hat er fast zweitausend Kilometer mit Bus, Bahn und zu Fuß zurückgelegt und dabei eine unbekannte Seite Deutschlands entdeckt. **Kathrin Harms**, 27, ist freie Fotografin.

Das Wunder

Ein Dorfverein aus Hessen steht vor dem Aufstieg in die Zweite Bundesliga – und verliert dabei den Boden unter den Füßen.



von Wehen





Zu klein für Profifußball: Wehen im Taunus

Adnan Masic sieht aus wie ein Bankräuber, der sich in ein Fußballtor verirrt hat. Er trägt einen schwarzen Trainingsanzug und eine schwarze Sturmhaube. Nur seine Augen sind zu sehen. Seit einer Viertelstunde dreschen ihm Mitspieler Bälle aufs Tor. Einige flutschen dem Hünen durch die Hände. „Boden ist heute wie Beton“, flucht er, „ich muss aufpassen, dass ich mich nicht verletze“. Aber den nächsten Ball fischt er mit einem Hechtsprung aus der Ecke, und gleich darauf brüllt er etwas auf Serbokroatisch, seiner Muttersprache, über den Platz. „Manchmal ist gut, nicht auf Deutsch zu rufen, so verwirren wir Gegner“, erklärt er zwischen zwei Torschüssen.

Trainer Christian Hock kennt kein Erbarmen. Linienläufe sind dran. Kurze Sprints, austrudeln und wieder sprinten. Das ist besonders kräftezehrend, weil der Platz an einigen Stellen leicht bergauf geht, ungewöhnlich für einen Verein, der nächste Saison in der Zweiten Bundesliga spielen wird. Der SV Wehen war Tabellenführer der Regionalliga Süd nach der Winterpause. Mit seinen 6000 Einwohnern gehört das Dorf zu Taunusstein, einem Zusammenschluss von zehn Dörfern, knapp zwanzig Autominuten von Wiesbaden entfernt.

Nichts, außer den Spielern und den beiden Trainern, sieht hier auf dem Gelände der Firma Brita nach Profifußball aus. Rechts ein Getränkehandel, links Äcker und Wiesen. Ein Feldrand dient als Parkplatz. Nur dann und wann bleibt ein Cassigeher mit Hund stehen, um das Training zu beobachten. Weiße Metall-Container, in denen sich die Spieler umkleiden und duschen können, verbreiten Baustellenflair. Masic ist das egal: „Plätze sind vielleicht uneben, aber Fußball ist immer gleich.“

Ein paar Krähen fliegen krächzend auf, als ein dunkler Mercedes heranrollt. Heinz Hankammer steigt aus, Firmenchef und Erfinder des Brita-Wasserfilters und Wohltäter des Vereins. Ohne ihn würden die Männer des SV Wehen wahrscheinlich im-

mer noch in der Kreisliga kicken. Auch auf dem Fußballplatz ist er noch ganz Geschäftsmann: Anzug mit Weste, dezent gestreifte Krawatte, leichter Sommermantel. Zu leicht für die plötzliche Kältewelle. Er reibt sich fröstelnd die Hände, während er erzählt, wie er aus dem Dorfverein eine Spitzenmannschaft geformt hat.

Große Vereine besitzen eine eigene Sauna und ein Entmüdungsbecken. In Wehen ist das alles etwas anders.

Mit Sohn Markus fing vor dreißig Jahren alles an. Der junge Hankammer kickte in der E-Jugend des SV Wehen. Sein Vater begleitete ihn zu jedem Training und Spiel. „Ich wollte als Kind selbst Fußball spielen“, erinnert sich der 75-Jährige, „aber mein Vater verbot es mir. Für einen Beamtensohn sei es unter der Würde, einem Ball hinterherzurrennen“. Mit solchen antiquierten Bedenken wollte Hankammer seinem Markus keinesfalls kommen. Im Gegenteil: „Auf einmal lernte er sich unterzuordnen, damit hatte er zuvor zu Hause und in der Schule Probleme.“ Nicht nur der Sohn, auch die Jugendmannschaften profitierten von dieser Erkenntnis. Hankammer beschert dem Nachwuchs des Vereins jährlich 300.000 Euro für drei Diplom-Sportlehrer. „Nichts gegen die Väter, die früher das Training geleitet haben. Aber wer Erfolg haben will, muss professionell vorgehen.“

Davon versteht er was. Nicht umsonst ist sein Unternehmen mit 720 Angestellten und einem Jahresumsatz von 191 Millionen Euro weltweit Marktführer für Wasserfilter. Warum sollten die Erfolgsprinzipien, die seinen Betrieb an die Spitze gebracht haben, nicht auch für einen Sportverein gelten? Um sie umzusetzen, eroberte er Schritt für Schritt die Führungspositionen des Vereins. Kaum spielte sein Sohn im SV Wehen, übernahm er den Vorsitz des Vergnügungsausschusses, kurze Zeit später wurde er zweiter Vorsitzender, und schließlich stellte er den Verein vor die Wahl:



Bei Heimspielen bleibt das Halberg-Stadion meist leer. 5000 Zuschauer würden reinpassen.

„Entweder ihr wählt mich zum Präsidenten, oder ihr seid mich los.“ Mit 51 Prozent der Stimmen gewann er die Wahl. Seitdem ist der SV Wehen, der seit ein paar Jahren offiziell SV Wehen 1926 – Taunusstein e.V. heißt, auf Erfolgskurs. Zunächst lockte Präsident Hankammer mit gut bezahlten Jobs in seiner Filterfabrik ehemalige Profis zum SV Wehen. Fast jede Saison kletterte der SV Wehen um eine Liga höher. Im Oktober 2000 zwangen sie sogar den Erstligisten Borussia Dortmund im DFB-Pokal nach einem Null zu Null in die Verlängerung. Die Fußball-Welt horchte auf.

Heute setzt der Präsident auf junge Spieler wie den 21-jährigen Dominik Stroh-Engel, den er gerade erst bei Eintracht Frankfurt abgeworben hat. Eigentlich ist Wehens Stärke die Abwehr – nur 17 Gegentore in 21 Spielen –, aber der junge Stürmer soll die nötigen Punkte schießen. Solche Spielereinkäufe könnte sich der Verein bald öfter leisten, denn der Jahresetat würde in der Zweiten Bundesliga von derzeit knapp zwei Millionen auf 6,5 Millionen Euro steigen. Allein die Einnahmen aus den Fernsehübertragungen brächten dem Dorfclub 3,8 Millionen Euro ein.

Ende des Trainings. Die Spieler setzen sich nach dem Duschen in ihre Autos und fahren ein Dorf weiter zum Mittagessen. Im Bistro einer Tennishalle schleppt die Kellnerin Nudelberge mit Hühnchen in Sahnesauce heran, doch bei einigen Spielern muss das Essen warten, sie haben sich auf Socken in die Halle abgesetzt und spielen Tennis. „Ist heute egal“, sagt Torge Hollmann nach dem Spielchen, bindet seine blonden Haare zu einem Zopf und schaufelt die Pasta in sich rein. „Es gibt heute keine zweite Trainingseinheit mehr, nur noch Sauna.“

Große Vereine besitzen eine eigene Sauna mit Entmüdungsbecken und Massageraum. In Wehen ist alles etwas anders, dort fahren die Spieler ins „Römerbad“ des fünfzehn Kilometer entfernten Ramada-Hotels. Als die 26 Männer in die Wellness-Oase einfallen, schauen die Frauen unter den Gästen etwas verwirrt

drein. So viele junge, gut gebaute und dazu noch nackte Männer sind hier ungewöhnlich zu dieser Stunde. Mit ihnen kommt Leben in das schläfrige Bad. Denn lange halten es die Jungs nicht auf den Liegen zwischen Benjaminis und Zimmerpalmen aus, sie albern herum, aalen sich in der Sauna, lassen sich von zwei Physiotherapeuten durchkneten, schlürfen einen „Aufguss“ aus Zitronensaft, Grenadine, Apfelsaft mit viel Soda und brüllen auf einmal los, als Innenverteidiger Dajan Simac kopfüber in den sternförmigen Whirlpool springt und alle nass spritzt.

Nach diesem Streich schlüpft der Übeltäter in Bademantel und Adiletten, um an der Bar in Ruhe seinen Aufguss zu trinken. Deki, wie sie ihn alle nennen, ist heiß auf den Aufstieg. „Wir wollen nach oben“, erklärt der 25-Jährige, und seine braunen Augen glänzen. „Wir kämpfen alle füreinander. Keiner von uns hat Starallüren oder ist ein Stinktiefel. Klar, das sagt jede Mannschaft, aber bei uns stimmt das echt.“ Die Spieler des SV Wehen hocken auch nach dem Training zusammen. Doch auch da dreht sich alles nur um Fußball. Manche spielen auf der Playstation „Evolution Soccer“ oder „Bundesliga Manager“.

Dass man so weit vom Schuss lebt, kann von Vorteil sein. „Wenn du hier mal einen schlechten Tag hast, steht das nicht gleich am nächsten Tag in der Zeitung.“ Ein Schluck vom „Aufguss“, ein nachdenkliches Lächeln und schließlich ein stilles Geständnis. „Manchmal haben wir das Gefühl, wir schaffen es zwar in die Zweite Liga, aber keiner hier bekommt es mit“, murmelt Dajan Simac. Der Grund: Nur wenige Einwohner von Wehen kommen zu den Heimspielen ins Stadion. Die Spieler leiden darunter, dass an manchen Tagen nur wenige Hundert Zuschauer das Spielfeld säumen. „Es ist das geilste Gefühl der Welt, vor Zehntausenden zu spielen. Da hat dann auch der Schiedsrichter Respekt.“ Einmal hat Simac das schon erlebt, allerdings nicht in Wehen, sondern bei seinem alten Verein Greuther Fürth in der Zweiten Liga.



Vereinspräsident und Unternehmer Heinz Hankammer jongliert mit Bällen und Millionen.

Hört man sich im Dorf um, wird schnell klar, warum so wenig Zuschauer aus dem Ort die Spiele besuchen.

In Wehen stehen oft nicht mehr als 600 Zuschauer am Rand des kleinen Stadions. 5000 würden es fassen. Vom Ortskern sind es ungefähr anderthalb Kilometer steil bergauf bis zum 433 Meter hohen Halberg. Dessen Kuppe wurde Ende der zwanziger Jahre von Vereinsmitgliedern in Handarbeit abgetragen. Doch die Zufahrt taugt nicht für tiefer gelegte Autos. Nur ein schmaler Feldweg führt hinauf, vorbei an Pferden, Kühen und Ziegen. Ein zweiter, noch schlechterer und schmalerer Schotterweg wurde erst vor kurzem angelegt und der Waldrand gerodet. So können wenigstens Krankenwagen und Polizei rund um das Stadion fahren. Die Vorschriften der Deutschen Fußball-Liga konnte der SV Wehen halbwegs erfüllen. Auch der Parkplatz gleicht eher einer Koppel. Immerhin, der Blick ist schön von hier oben: Das Schloss ist zu sehen, die Kirche, schicke Einfamilienhäuser, ein paar mehrstöckige Häuser in der Neubausiedlung, aber weit und breit kein Bahnhof. Ein Handicap, denn die meisten auswärtigen Fans kommen nun mal mit der Bahn.

Hört man sich im Dorf um, wird schnell klar, warum so wenig Zuschauer aus dem Ort die Spiele besuchen. „Da spielt ja keiner aus Wehen mit“, sagt Birgit Weyand, Gastwirtin der Pension Aarmühle. „Manchmal geht mein Mann mit den Kindern hin, aber nur, wenn gute Gegner kommen.“ Selbst die Verkäuferin im Sportgeschäft „Sport 2000“ ist mehr am Verkauf der Eintrittskarten als an den Spielen interessiert.

Was bei den großen Vereinen der Konkurrenz kaum eine Rolle spielt, ist in Wehen wichtig. Obwohl einige Spieler im Ort wohnen und auch manche im Gasthaus Krone nach dem Spiel ihr Bierchen trinken, sind sie eben nicht von hier. „Das ist der Unterschied zwischen Stadt und Land“, meint Ortsvorsteher Volker Berghäuser. Er selbst war jahrelang zweiter Vorsitzender des Vereins, doch eines Tages gab er das Amt ab. Es habe Streitereien mit Heinz Hankammer gegeben, berichtete die Lokalzeitung, aber Volker Berghäuser wiegelt ab: „Ich hatte damals einfach viel beruflich in meiner Kanzlei zu tun, da musste ich einfach kürzer treten.“ Sicher interessiere er sich noch für den Verein, aber sein Herz schlägt nicht mehr so wie früher für ihn.

Doch jetzt, wo der Verein vor dem größten Erfolg seiner Geschichte steht, wird es für die Wehener Fans erst richtig schmerzhaft. Der Verein, der im vergangenen Jahr sein 80-jähriges Bestehen feierte, kehrt der Heimat den Rücken. Ab kommender Saison wird die erste Mannschaft in Wiesbaden spielen. „Im Nachhinein hätte die Gemeinde vielleicht über einen Alternativstandort in der Nähe nachdenken sollen“, räumt Berghäuser ein, „aber dafür ist es jetzt zu spät.“





Die Halberg Tramps wollen ihrem Verein treu bleiben, auch wenn er nach Wiesbaden umzieht.

Sogar ein neues Stadion soll der Verein bekommen, der sich in SV Wehen Wiesbaden umbenennen wird.

Heinz Hankammer quälen solche Bedenken nicht. Im Gegenteil. Während die Spieler nach der Sauna längst nach Hause gefahren sind, sitzt er noch in seinem Büro und plant die Zukunft seines Vereins. „Wir wurden in Wiesbaden sehr herzlich empfangen“, erklärt er. „Die haben bisher nur erstklassigen Damen-volleyball zu bieten und freuen sich über eine gute Fußballmannschaft.“ Sogar ein neues Stadion soll der Verein bekommen. Bis dahin wird ein Provisorium neben dem eigentlichen Wiesbadener Stadion errichtet. Hankammer will dann in aller Ruhe entscheiden, wann und wo ein richtiges Stadion gebaut wird. Auch Hankammer verlässt Wehen nicht gerne, sagt er, „aber wir können hier keine Zweite Bundesliga spielen. Das geht einfach nicht.“

Das sehen die Mitglieder des Fanclubs „Halberg Tramps“ ähnlich. Auch sie sind nicht glücklich über den Wegzug ihrer Mannschaft. Jeden Freitagabend treffen sie sich in der Alten Post zum Stammtisch. Die Einrichtung ist rustikal, die Stimmung herzlich. Man kennt sich. Die „Halberg Tramps“ sind bei jedem Spiel dabei. Bis zu 10.000 Kilometer kommen da pro Jahr zusammen. Dafür müssen sie sich allerhand anhören. „Hurra, das ganze Dorf ist da!“, verhöhnen die gegnerischen Fußballfans die mitgereisten Schlachtenbummler. Linda Hanf, Vorsitzende der Halberg Tramps, kennt die Demütigungen zur Genüge. „Oder se nenne uns einfach nur den Dorfverein, des ist fast schon unse Spitzname“.

Die 47-Jährige trägt als Einzige auch heute Abend das rote Vereinstrikot mit dem weißen Schriftzug der Firma Brita. Morgens arbeitet sie als kaufmännische Angestellte, ihre Nachmittage ge-

hören dem Verein. Sie war schon immer Fußballfan, das gab ihr Halt, als ihr Mann vor zwölf Jahren tödlich verunglückte. Zuerst war sie Fanbetreuerin, klebte Werbeplakate und verkaufte Fanartikel. Später verliebte sich in den jetzigen Fanbeauftragten Charly Braun. Ihre 18-jährige Tochter Sabrina ist ebenfalls immer mit dabei. „Die Hälfte unse dreißisch Mitglieder sind Mädche. Unse Jungs kenne ebe net nur gut kicke, sondern schau auch noch gut aus.“

Aber nicht alle Zuschauer teilen ihre Freude: „Wenn mer trommle un pfeife, kommt von de annern oft die Kritik, mer solle net so einen Krach mache.“ Warum sich die Begeisterung in Grenzen hält, kann Linda Hanf nur ahnen. „Jede Nachbargemeinde hat en eigenen Verein, die Leut schau halt lieber ihren eigenen Spielern zu. Un vielleicht sind se auch en bisschen neidisch uff unseren Erfolg.“

Die „Psychopaten“, der zweite Fanclub, haben sich aufgelöst, seitdem der Umzug nach Wiesbaden feststeht. „Der SV Wehen gehört nach Wehen! Hier sind wir zuhause!“ erklären sie in einem Internetforum, dem „Poesiealbum zum SV Wehen“. Sie kritisieren, dass der Verein zu wenig dafür getan habe, um in Wehen zu bleiben. „Unsere Liebe und unser Einsatz wird mit Füßen getreten“, klagen sie. „Wir sind schon fast krankhafte Fußballfans“, erklärt Daniel Bauer, „daher auch unser Name“. Er hat schon das Scheitern des Vereins in der harten Welt der Zweiten Liga im Blick: „Denken die verantwortlichen Herren auch daran, dass das Unternehmen Profifußball scheitern kann? Denken sie auch an den Abstieg?“

Mit den „verantwortlichen Herren“ ist vor allem einer gemeint: Bruno Hübner, der Manager. Er wohnt in Frankfurt, ist gebürtiger Wiesbadener und nimmt nur wenig Rücksicht auf die Wünsche der Wehener Fans. Hübner will den Aufstieg um jeden Preis, auch wenn der Verein dafür seine Wurzeln kappen muss.



Jubel über ein Null zu Null. Der Aufstieg in die Zweite Bundesliga scheint trotzdem nicht in Gefahr.

Hübner will den Aufstieg um jeden Preis, auch wenn der Verein dafür seine Wurzel kappen muss

Heinz Hankammer sieht das ähnlich: „Niemals nach hinten schauen, immer nur nach vorne. Immer an das Positive glauben!“ Er wünscht sich zu seinem persönlichen 25-jährigen Vereinsjubiläum in diesem Jahr nur eines: den Aufstieg in die Zweite Bundesliga. „Das wäre mein schönstes Geschenk.“

Dass er es sich selbst auf den Gabentisch gelegt hat, spielt dabei keine Rolle, auch nicht, dass der Verein dafür seine Heimat aufgeben muss. Und seinen Namen. Ab kommender Saison heißt er „SV Wehen-Wiesbaden“. Daniel Bauer nennt das so: „Der Verein hat seine Seele verkauft.“



Katharina Schönwitz, 30, hat Skandinavistik, Geografie und Sport studiert. Aber erst in Wehen lernte sie, dass Innenverteidiger nicht im Mittelfeld spielen. Zum Abschied schenkte ihr der Fanclub ein Trikot mit allen Autogrammen der Spieler.

Frank Schultze, 48, ist Zeitspiegel-Fotograf.



Auch morgen wieder

Als Bank sind wir seit fast 150 Jahren vor Ort - von morgens bis abends. Und so wird es auch morgen wieder sein.

Volksbank Reutlingen 

www.volksbank-reutlingen.de

BERLIN?





BERLIN!

Bundeshauptstadt oder Bundeshauptdorf?

Berlin, sagen die einen, sei die einzige deutsche Metropole, die diesen Namen verdient. Berlin, sagen die anderen, sei provinzieller als die tiefste Provinz. Der Autor hat sich umgeschaut, wo Berlin am provinziellsten ist.





● Wenn der Fahrer vom Stadtbus 222 an der Endhaltestelle Berlin-Lübars den Motor abstellt, ist er mit seinem Doppeldecker in die Vergangenheit gereist. Die 15-stöckigen Plattenbauten in der Titiseestraße, an denen er gerade vorbeigerauscht ist, liegen hinter einem schmalen Waldstreifen versteckt. Das höchste Gebäude in Alt-Lübars ist die Dorfkirche. Erbaut im strengen preußischen Barockstil mit dreischiffigem Langhaus steht sie auf einem mittelalterlichen Dorfanger zwischen dichtem Gras, das selbst im Winter saftig grün ist. Hier befindet sich das provinzielle, dörfliche Berlin, das zwischen Kudamm-Schickeria und Prenzlauer-Berg-Snobs beinahe verloren ging.

Eine gusseiserne Wasserpumpe mit geschwungenem Griff steht vor dem Kirchentor, daneben eine sonnenblumenfarbene Blechhütte mit Glasfenstern. FERNSPRECHER steht darauf in schwarzer Frakturschrift so gestochen, als hätte ein preußischer Beamter den Pinsel geführt. „Is' sowieso alles Asbach Uralt hier“, sagt Ute Kühne-Sironski, die an der Bushaltestelle wartete. Sie fährt mit der Hand durch die Luft, deutet in Richtung Dorfkirche, Anger, Bauernhaus, als gebe es keinen Krümel Erde, keinen Dachziegel oder Türknäuf in Alt-Lübars, der ohne Geschichte ist. Die Frau mit den kurzen blondierten Haaren und der kräftigen Stimme ist eine von 89 Bauern und Bäuerinnen in der Hauptstadt.

„Spinat riechen und Mohrrüben ziehen – das haben die meisten Schüler noch nie gemacht.“

„Stellen Sie sich mal vor, wie das hier vor der Wende war“, sagt Kühne-Sironski, als wir zu ihrem Hof laufen. „West-Berlin war doch eine Insel. Wir wussten gar nicht, wohin mit der ganzen Gülle.“ 30 Bullen und 10 Schweine hatten die Bauern auf ihren schmalen Feldern. „Inzwischen ist die Mauer weg – und bei uns stehen fast nur noch Pferde im Stall.“ Die Tiere gehören reichen Innenstadt-Berlinern, die am Wochenende mit S-Bahn und Bus nach Lübars fahren, um auszureiten. Ute Kühne-Sironski kümmert sich um die Tiere, ihr Mann um den Acker, auf dem inzwischen nur noch Hafer für die Pferde angebaut wird. „Nach 1990 sind viele unserer Kunden mit den Pferden ins Umland abgehauen – die kamen aber schnell wieder.“ Kühne-Sironski lacht, dann blinzelt sie und sagt: „Die Berliner sind anspruchsvoll, wollen vor dem Reiten ihren Prosecco in den Kühlschrank stellen.“

Auf der rechten Straßenseite steht die Schäferhütte, „eines der ältesten Häuser im Dorf“, so die Landwirtin. Bevor die Dorfschäfer über mehrere Generationen darin gewohnt haben, war die Hütte ein Armenhaus. Die Fenster reichen einem gerade bis zur Nasenspitze, Moos wächst auf den Dachziegeln. „Wir wollen, dass die Welt hier so bleibt, wie sie ist“, sagt Kühne-Sironski. „Wir“, das sind sie und die anderen Bauern, die in Alt-Lübars den Ton angeben. Der einzige Neubau im Dorf ist das Gemeindehaus gegenüber der Kirche, ein geschwungenes Glas-

haus aus den 70er Jahren – weitere Experimente dulden die Bewohner nicht. „Der Architekt wird sich bei dem Ding bestimmt was gedacht haben“, sagt Kühne-Sironski. „Aber hässlich ist es trotzdem.“

In der Küche des Bauernhauses gibt es fast genauso viele Blumen wie Geschirr. Und selbst Teller und Tassen sind mit Tulpen, Löwenzahn und Sonnenblumen bemalt. Ein Kranz aus getrockneten Rosen hängt über der Spüle, auf dem Esstisch steht ein Strauß Anemonen. „Seit 350 Jahren lebt meine Familie auf diesem Grundstück“, erzählt Kühne-Sironski. Das Haus selbst wurde aber erst 1909 gebaut – sie bewohnt es in der vierten Generation, wie die meisten ihrer Nachbarn. „Aus Alt-Lübars zieht niemand weg, und niemand zieht dazu“, sagt die Bäuerin. Die Heimatverbundenheit ist ihnen in die Wiege gelegt. „Und mal ehrlich: Wo sollten wir schon hinziehen!“ Kreuzberg? Prenzlberg? Die Neue Mitte, wie sie in Berliner Touristenführern gefeiert wird? „Ach was! Dorthin fahren wir mit dem Auto ne halbe Stunde, nicht länger.“ Selbst wenn sie im Lotto eine schicke Loft in der Innenstadt gewinnen würde: Aus Alt-Lübars kann Kühne-Sironski nichts vertreiben. „Ich habe noch nie woanders gelebt“, sagt sie.

Ob sich die Bauern von Alt-Lübars der Hauptstadt anschließen oder Umland bleiben wollten, durften sie Anfang des 20. Jahrhunderts entscheiden. Die Wahl fiel auf Berlin. „Unsere Vorfahren wollten eben Großstädter werden“, sagt Kühne-Sironski. Ob ihr 22-jähriger Sohn Boris auf seinem Großstadtdorf bleiben möchte, wie seine Eltern, Großeltern und Urgroßeltern? „Na klar. Der ist gelernter Pferdewirt, fühlt sich hier pudelwohl.“ Kühne-Sironski wundert, dass viele Berliner keinen Bezug zur Natur haben. „Ich lade öfters Schüler aus Neuköllner Grundschulen auf den Hof ein“, sagt sie. „Spinat riechen und Mohrrüben ziehen – das haben die meisten von denen noch nie gemacht.“ Dabei sei ihr Hof einer der schönsten Orte der Hauptstadt. Wenn morgens um fünf die Sonne aufgeht, Schafe blöken und Blumen blühen – „das zu erleben ist ein unbeschreibliches Gefühl, einfach herrlich.“

Ein Dorf wie Lübars ist eine Rarität, aber kein Einzelfall. Der Schriftsteller Kurt Tucholsky bezeichnete seine Geburtsstadt Berlin als „ein wahnwitzig gewordenes Dorf“, das er nicht liebte, dem er aber sein Bestes verdanke. Und tatsächlich: Die meisten Berliner Bezirke wie auch Charlottenburg, Lichtenberg oder Wedding haben eine Dorfgeschichte, die bis ins Mittelalter zurückreicht. Eingemeindet wurden naheliegende Ortschaften erstmals Anfang des 18. Jahrhunderts, als Berlin mit der Krönung Friedrich I. zur preußischen Hauptstadt wurde.

Als Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein als leitender Minister die Berliner Vorstädte 1808 zu einem eigenen Regierungsbezirk zusammenfasste, lebten laut Ortschafts-Verzeichnis aus dem Jahr 1816 gerade mal 268 Menschen in Reinickendorf. In Pankow gab es 350 Einwohner, in Weißensee sogar nur 133. Im Jahr 1861 wurden Wedding und Moabit sowie die Vorstädte Tempelhof, Schöneberg und Spandau eingemeindet.



Nach 30 Jahren Steglitz zieht Ellermann nach Ost-Berlin: „Dit war' n Fehler!“

1920 zogen mit dem Groß-Berlin-Gesetz weitere Städte, Landgemeinden und Gutsbezirke nach. Die Hauptstadt hatte damit rund vier Millionen Einwohner. Inzwischen leben im heutigen Bezirk Reinickendorf rund 130.000 Menschen. In Pankow gibt es mehr als 50.000 Einwohner, in Weißensee knapp 75.000.

Die Ursprünge Berlins sind nicht nur JWD – janz weit draußen – an der Stadtgrenze zu Brandenburg spürbar: Auch im Zentrum gibt es Siedlungen, die sich in den letzten Jahrhunderten kaum verändert haben. Zum Beispiel das Böhmisches Dorf in Berlin-Neukölln, fünf Minuten von der belebten Karl-Marx-Straße entfernt. Auf dem Weg dorthin läuft man an wilhelminischen Mietskasernen vorbei, in denen Arbeiter und kleine Angestellte zur Kaiserzeit lebten, zusammengepfercht wie Vieh im Stall. Es ist früher Abend, hinter den meisten Fenstern brennt Licht. Autos hupen, im fünften Stock eines Wohnhauses lehnt eine Frau aus dem Fenster und ruft nach einem Passanten, sie spricht türkisch. Kinder mit bunten Strickmützen toben auf der Straße, lachen und bewerfen sich mit Schneebällen. Am Ende des Herrnhuter Wegs liegt die „Kindel-Klause“, wo gestandene Neuköllner hinter nikotingetränkten Halbgardienen mit gesticktem Tulpenmuster aufs Fassbier warten. „Bier für Hartz IV – Micha macht's hier“ steht auf einem Zettel hinter der Glastür. An der nächsten Kreuzung beginnt die Richardstraße: das Böhmisches Dorf.

„Wenn Sie vor zwanzig Jahren jemanden auf der Karl-Marx-Straße nach dem Böhmisches Dorf gefragt hätten – er hätte Ihnen 'nen Vogel gezeigt“, sagt Motel.

„Inzwischen kommen immer mehr Touristen – und die Neuköllner sind sogar etwas stolz auf ihr Dorf.“

Zwischen den mächtigen Mietskasernen sehen die zweistöckigen Bauernhäuser aus einseitig verputztem Klinker etwas verloren aus. Die gestärkten Gardinen sind zugezogen, als wolle man im Böhmisches Dorf von der Großstadt nichts wissen. Nur hinter einem Fester brennt Licht – es ist das Haus von Manfred Motel, dem ehrenamtlichen Dorfchronisten. Nach kurzem Klingeln öffnet Motel die Haustür. „Da ham'se ja tolles Wetter mitgebracht“, sagt er und streift über seinen weißen Kinnbart.

Das Wohnzimmer der Familie Motel war früher eine Scheune. „Unser Kolonistenhaus haben wir vermietet – denn hier haben wir mehr Platz“, sagt er. Es riecht nach altem Eichenholz, das Zimmer ist voller antiques Möbel. „Alles Erbstücke!“ Der Dorfchronist zeigt mir ein Piano aus Nussbaumwurzelholz mit schöner Maserung. „Seit Beginn des 20. Jahrhunderts geht das Klavier in unserer Familie hin und her: Es wurde von einem Nachbarhaus zum anderen getragen.“ Damit das Instrument über die Treppe einer Tante passte, wurde es vom Klavierbauer in der Mitte durchgesägt und im oberen Geschoss wieder zusammengesetzt. „Der Mann hat gut gearbeitet“, sagt Motel. „Die Nahtstelle erkennen Sie nicht mal mit der Lupe.“

Die ersten Böhmen kamen mit der Einwanderungswelle 1737, sie waren direkte Vorfahren von Manfred Motel. „Damals wurden Protestanten in Böhmen wieder verfolgt“, nimmt er Anlauf in die Geschichte. Der preussische König Friedrich Wilhelm der I. gewährte den Flüchtlingen Asyl. Er siedelte sie in Rixdorf an, dem heutigen Neukölln. Die Ortschaft befand sich damals noch außerhalb der Berliner Stadtmauern. Im Laufe der Zeit geriet das Böhmisches Dorf bei vielen Berlinern beinahe in Vergessenheit. „Wenn Sie vor zwanzig Jahren jemanden auf der Karl-Marx-Straße nach dem Böhmisches Dorf gefragt hätten – er hätte Ihnen 'nen Vogel gezeigt“, sagt Motel. „Inzwischen kommen immer mehr Touristen – und die Neuköllner sind sogar etwas stolz auf ihr Dorf.“

Bis in die 30er Jahre des letzten Jahrhunderts sprachen die böhmischen Kolonisten tschechisch. Manfred Motel zuckt mit den Augenbrauen, als hätte er sich schon seit der Begrüßung auf diesen Moment gefreut: „Warten Sie – ich zeig Ihnen meine Urgroßeltern.“ Er läuft über gemusterte Teppiche zu einer dunklen Anrichte, kramt in einem Koffer aus zerschlagenem Leder und zieht einen Stapel Schwarzweiß-Fotos hervor. Eine

Familienaufnahme stammt aus dem Jahr 1909. „Hier, das ist Johann-Benjamin Motel. Daneben sitzt seine Frau Charlotte, geborene Leschika.“ Um die beiden Urgroßeltern scharen sich weitere Verwandte: Die Männer tragen einen wilhelminischen Schnauzbart, die Kinder sitzen vor ihnen in karierten Kleidern. „Welche Familien im Böhmisches Dorf zusammengehören erkennt man an den Kindern – alle Geschwister tragen den gleichen Stoff.“

Der letzte böhmische Bauer fuhr bis in die 70er Jahre lediglich mit der Pferdekutsche zu seinen Ländereien am Teltowkanal, auf denen er Gemüse anbaute. „In unserem Dorf“, sagt Motel, „wollen wir die heile Welt behalten, die wir uns aufgebaut haben.“

Zu Lebzeiten der Urgroßeltern haben die Einwohner vom Böhmisches Dorf ausschließlich untereinander geheiratet – man lernte sich über die Brüdergemeinde oder die böhmische Dorfschule kennen. Ab 1909 war alles anders: Die Schule wurde geschlossen, erstmals traten auch Deutsche in die Brüdergemeinde ein. „Ich und meine Frau sind mit die Letzten, die auf traditionelle Art geheiratet haben“, sagt Motel. Beide lernten sich über die Kirche kennen – und sind noch dazu verwandt, Cousine und Cousin zweiten Grades. „Unser Dorfpfarrer kam übergücklich zu unserer Hochzeit: Endlich traute er wieder ein böhmisches Paar!“ Veränderungen treten die Dorfbewohner noch heute skeptisch gegenüber: Der letzte böhmische Bauer fuhr bis in die 70er Jahre lediglich mit der Pferdekutsche zu seinen Ländereien am Teltowkanal, auf denen er Gemüse anbaute. „In unserem Dorf“, sagt Motel, „wollen wir die heile Welt behalten, die wir uns aufgebaut haben.“

Selbst in den Stadtteilen, in denen die Berliner Dörfer nicht mehr dörflich sind, ist ein Stück Provinz übrig geblieben: der Kiez. Früher abwertend für verkommene Stadtviertel gebraucht, steht der Begriff inzwischen für ein überschaubares Berliner Altstadtquartier. „Der kommt aus seinem Kiez nicht raus“ heißt: „Jemand verlässt seine Wohnumgebung kaum“ – und zwar deshalb, weil er um sich herum alles vorfindet, was er für den Alltag braucht. Einzelhändler, Obstverkäufer, Eckkneipen und Friseure – auf einem gesunden Kiez gibt es einfach alles. Der pensionierte Kommissar Günter Ellermann lebte rund 30 Jahre lang im südwestlichen Stadtteil Steglitz – bis er Mitte der 90er den Kiez wechselte und nach Friedrichshain zog, einem Szenebezirk mit vielen Studenten. „Dit war 'n Fehler“, sagt Ellermann heute.

Der Kommissar sitzt in „Hacky's Pub“, seiner alten Steglitzer Stammkneipe. Die Wände sind mit Holzbrettern Marke „Ei-

che rustikal“ verkleidet, davor hängen gerahmte Portraits, mit wenigen Kohlestrichen skizziert. Kommissar Ellermann sitzt an einem der Ecktische, neben ihm seine Freundin Sieglinde und ihr tibetanischer Palasthund Einstein. Wer die Menschen auf den Bildern sind? Ellermann zieht eine Zigarette aus der Packung, Rothände ohne Filter, zündet sie an und sagt: „Das müssen'se mal den jungen Mann hinter dem Tresen fragen.“ Aus dem Off ertönt eine sonore Stimme: „Dit sind unsre Stammjäste!“ Hacky streckt seinen Kopf zwischen Tresen und Zapfanlage hervor, deutet auf die Wandleiste und sagt: „Ick bin ooch druff, in dem schiefen Rahmen – bin nun mal 'n schrärer Typ!“ Während er schallend lacht, bestellt der Kommissar ein weiteres Bier.

„Als ich nach Steglitz gezogen bin, hatte ich gerade bei der Bereitschaftspolizei fertiggelernt“, sagt Ellermann, der „auf'm Wedding“ aufgewachsen ist. Es war der 1. Januar 1968. Fast 30 Jahre später ist er weggezogen. Er hatte sich von seiner Frau scheiden lassen und war mit seiner Freundin auf Wohnungssuche. „Ich wollte mit Sieglinde zusammenziehen – aber die Mieten auf'm Kiez waren teuer geworden. Als die Genossenschaft uns fragte, ob wir nicht in den Osten ziehen wollen, sagten wir uns: Probieren wir's mal!“ Der Versuch ging schief. „Günter mag die Gegend nicht besonders, er geht nur selten spazieren“, sagt seine Freundin.

Dabei hatte der Kommissar sofort eine neue Stammkneipe gefunden: Die Tubar liegt direkt gegenüber der Wohnung in der Proskauer Straße. Obwohl sich die Wirtsleute Mühe geben, können sie eines nicht bieten: Erinnerungen. „Bei Hacky bin ich immer nach Dienstschluss gewesen – und Sieglinde habe ich gleich gegenüber kennengelernt, in den Enzianstuben bei Moni und Horst.“ Abends nach Steglitz zu pendeln kommt nicht in Frage: Die Fahrt dauert von Friedrichshain aus 38 Minuten mit der S-Bahn, mit dem Auto geht es auch nicht schneller. „Das war schon immer mein Motto: Such dir 'ne Kneipe, die nahe der Wohnung liegt.“ Ob sie nicht zurückziehen können, wo er doch pensioniert ist? „Na ja, ich zieh nicht gerne um“, sagt der Kommissar. Außerdem hat er sich für die Wohnung in Friedrichshain Einbaumöbel anfertigen lassen. „Die haben mich ein Vermögen gekostet, die bekomme ich da auch nicht weg – aber kommen Sie mal mit, ich zeig Ihnen was!“

Wir verlassen Hacky und seine Zapfanlage. Nach wenigen Autominuten sind wir in der Laubenkolonie Schweizerland. Hinter dem Wald rauscht leise die Autobahn. Wäre es Sommer, gäbe es Äpfel und Sauerkirschen. Die Datsche von Kommissar Ellermann und seiner Freundin ist aus beige lackierten Holzbrettern gezimmert, an Haken hängen gusseiserne Töpfe. Im Schnee, neben dem Gewächshaus aus Glas, wartet ein Gartenzweig mit rot-blauem Sonnenschirm auf die Sonne. „Hier verbringen wir die warme Jahreszeit“, sagt der Kommissar. Ein Jahr nach ihrem Umzug haben Ellermann und seine Freundin die Laube gepachtet. „Erst waren wir Wessis, dann Osis – jetzt sind wir Wossis.“ 18 Quadratmeter Glück. Im Garten zieht er Zucchini und Kürbisse. „Und zu Hacky ist es auch nicht weit.“



Berlin ist auch nur ein Dorf: Ein Bauer in Berlin-Lübars

Als Kommissar Ellermann mit seiner Freundin Sieglinde zurück nach Friedrichshain fährt, fängt die Nacht im anderen Berlin gerade erst an. Im franzz-Club an der Schönhauser Allee stimmen die Nachwuchsmusiker ihre Gitarren für die Riff-Raff-Session. In Lübars sperrt Ute Kühne-Sironski die Pferde in die Koppel. Und Manfred Motel, der gerade von seinem Abendspaziergang durch das Böhmisches Dorf heimkehrt, ahnt nicht, dass in der Kreuzberger Cuvrystraße die Warteschlange vor dem Lido-Club schon bis in Schlesischen Straße reicht. Mag man dem Schriftsteller Jean Paul glauben, war Berlin eben schon immer „mehr ein Weltteil als eine Stadt“.



Philipp Eins, 22, hat seine Kindheit auf einer Schaukel zwischen Apfelbäumen in Berlin-Zehlendorf verbracht. Typen wie Ellermann und Kühne-Sironski sind für ihn Berlin. **Paul Hahn**, 45, freier Fotograf und Mitglied der Fotoagentur „laif“.

Aufzeichnungen aus einem Baggerloch

Unten liegt die Kohle. Oben liegt Heuersdorf. Aber nicht mehr lange: Das 700 Jahre alte Dorf in Sachsen wird weggebaggert.

Dort unten sind sie: lebendige, vierzig Meter hohe Stahlskelette, die mit ihren Pranken am Erdgedärm zerren. Sobald die Innereien bloß liegen und ihren braunen Inhalt freigeben, stürzen sich die Ungetüme mit Triumphgedröhn auf die besten Stücke. Scheinwerferaugen funkeln kalt durch die Nacht. Über den Grubenrand faucht der Wind.

Braunkohletagebau heißt das Stück, das hier, dreißig Kilometer südlich von Leipzig, seit mehr als fünfzig Jahren gegeben wird. Drei Dörfer haben die Bagger schon gefressen. Ab Ende des kommenden Jahres werden sie Heuersdorf wegnagen.

Zwanzig Kilometer von hier, in einem Städtchen, das am Rand von Leipzig klebt, bin ich groß geworden. Ich stiere in das finstere Loch, und es überkommt mich: Ich will mir die Ohren zuhalten, wie früher, als ich im Bett lag und das Quiet-schen der Eimerkettenbagger durch das offene Fenster in mein Kinderzimmer drang. Fünf Kilometer waren die Bagger von meinem Zimmer entfernt. Sie standen nicht in diesem, sondern in einem anderen Tagebau, und die Ohren hielt ich mir nicht deshalb zu, weil das Gequietsch so laut war, sondern weil es mich an die Schreie von Menschen erinnerte.

Ich fange mich wieder. Es besteht keine Notwendigkeit zum Ohrenzustopfen. Die Schaufelradbagger im Tagebau Schlenhain, der seinen Namen von einem der drei weggebagerten Dörfern hat, schreien nicht. Von fern tönt ersticktes Klatschen. Zwei riesige Absetzer, die das Baggerloch auf der anderen Seite wieder zuschütten, produzieren es. Aus sechzig Metern Höhe rotzen sie Abraum auf die Kippe.





Noch steht die Emmaus-Kirche in Heuersdorf. Demnächst soll sie nach Borna umgesetzt werden.

700 JAHRE GESCHICHTE
— IN VIER JAHREN
DURCH DEN SCHLOT



In der Küche des Sportheims



Albert, einer der letzten Dorfeber



Siedlung „Am Wäldchen“



Umkleidekabine des Sportvereins



Jonas und Dustin im Kaninchenstall



Der ehemalige Friedhof



Tagebau Schleenhain



Schaufelrad des Baggers SRs 2000

● Der Morgen beginnt mit Sonnenschein. Am Dorfanger flattert die amerikanische Flagge mit den Sternen zuunterst im Wind. US-Pfadfinder hissen das Sternenbanner auf diese Art, um eine Notlage zu signalisieren. Die übrig gebliebenen Heuersdorfer signalisieren damit, dass ihr Dorf von einem Tagebau bedroht wird, dessen Betreiber, die Mitteldeutsche Braunkohlegesellschaft Mibrag, komplett in amerikanischer Hand ist. Knapp 60 von ehemals 320 Bewohner leben noch hier.

Die Mehrzahl ist schon fortgezogen. Es geht ein Riss durch die vormalige Dorfgemeinschaft. Für Bernd Günther ist klar, wer das Auseinanderbrechen der Gemeinschaft gewollt und betrieben hat: die Mibrag. Bernd Günther ist 48 Jahre alt. Er ist der Vorsitzende des Vereins „Für Heuersdorf“, der seit 1995 für die Dorferhaltung kämpft. Gekämpft hat. Der Kampf ist verloren.

Das Zentrum des Vereins ist die ehemalige Brennerei vom Heuersdorfer Rittergut. Günther, mit Radeberger-Kappe, Lederjacke und Ohrring, läuft im Raum auf und ab. Er sagt „kleene Schweine, kleenes Geld, große Schweine, großes Geld“. Er ist enttäuscht von denen, die sich kaufen ließen von der Mibrag.

Mit dem Kauflassen ist es so: Die Mibrag zahlt jedem Heuersdorfer Grundstückseigner, der schon vor dem 15. März 1994 in Heuersdorf wohnte, eine Umsiedlungszulage von fast 77.000 Euro – zusätzlich zum Zeitwert des Anwesens. Wer zur Miete wohnt, bekommt eine Zulage von 51.000 Euro, wenn er sich entschließt, sich anderswo Eigentum zuzulegen. Die Erben eines Grundstückseigners haben dagegen keinen Anspruch auf die Zulage. Es soll Fälle gegeben haben, wo auswärtige Kinder ihre alten Eltern – deren Ableben fürchtend – zum baldigen Umzug nötigten. „Nur ein toter Heuersdorfer ist ein guter Heuersdorfer“, sagt Günther sarkastisch und muss erst einmal durchatmen. Der Vereinsvorsitzende ist bitter. Soll er etwa auf dem Tisch tanzen, wenn das Dorf, das seit neun Jahren seine Heimat ist, über den Haufen gebaggert wird? Das Bauerndorf inmitten der Bergarbeitersiedlungen, wo sogar zu DDR-Zeiten die Hälfte der Einwohner Kirchgänger waren? Alles wegen 52 Millionen Tonnen Braunkohle, die gerade mal viereinhalb Jahren lang die Esse vom Kraftwerk qualmen lassen?

Bernd Günther ist gelernter Dreher. Lange Jahre arbeitete er in einer Werkstatt, in der Ersatzteile für Tagebaugeräte gefertigt wurden. Sechsendachtzig heiratete er. Seine Frau holte er aus dem Städtchen Regis-Breitungen zu sich in die 20.000-Einwohner-Kreisstadt Borna, keine zehn Kilometer von hier entfernt. Seine Abneigung gegen Regis-Breitungen sitzt tief. Die 4000-Einwohner-Kleinstadt hat Heuersdorf geschluckt, noch bevor es der Tagebau schlucken konnte – 2004 wurde aus dem souveränen Dorf ein Ortsteil von Regis-Breitungen. Mit einem Schlag waren die Heuersdorfer Gemeindeorgane entmachtet. Und die Verwaltung von Regis-Breitungen ist pro Mibrag und pro Tagebau. „Tja“, sagt Günther vorächtlich. „Das durfte eben nicht sein, dass sich ein kleiner Dorfbürgermeister dem Staat und der Mibrag in den Weg stellt.“



Bernd Günther, der Vorsitzenden des Vereins „Für Heuersdorf“, auf der Dorfstraße. An der Wand steht „Wir gehen von hier nicht weg, wollen keinen Mibrag-Scheck“.



„Die sin' schlimmer wie de Kommunisten, die Dreckschweine.“

Achtundneunzig zog Familie Günther nach Heuersdorf – da war er schon arbeitslos. Später war er geringfügig Beschäftigter bei der Gemeinde: kehren, Rasen mähen, Außendienst halt. Das ging, bis Heuersdorf an Regis-Breitungen fiel. „Das ist so ein kleiner indirekter Verdienst der Mibrag, dass mir die 110 Euro im Monat auch noch weggenommen wurden“, ironisiert Günther gallig. „Ich gehöre eben nicht zu den guten Heuersdorfern.“

Keinen Steinwurf entfernt vom Vereinsheim liegt das Herrenhaus des Ritterguts. Dem Gutsherrn, der hier einstmals zugehörig war, gehörten 101 Hektar Land. Nach dem Krieg bekam er sein Land weggenommen. Die sozialistische Bodenreform war das, und die Parole hieß „Junkerland in Bauernhand“. Hätte er nur einen Hektar weniger besessen, er wäre kein offizieller Junker gewesen und hätte sein Land behalten können.

Jetzt gehört das Herrenhaus der Mibrag. Alles, was früher der Gemeinde gehörte, gehört jetzt der Mibrag. Bernd Günther zahlt Miete an die Mibrag. Er wohnt mit Frau, Tochter und Sohn im Herrenhaus. Wer ihn besuchen will, muss durch die Gartentür und dann durch den Hintereingang.

Über die Vordertreppe geht es zum ehemaligen Gemeindeamt. Der zum Ortsvorsteher degradierte Bürgermeister Horst Bruchmann, 65, schiebt einen Teller mit Pfannkuchen beiseite und legt ein Fotoalbum auf den Tisch: Der Festumzug, das war 1985, als Heuersdorf 500 Jahre alt wurde. Unter dem Transparent, das mahnt, man möge die Beschlüsse des XI. Parteitag zum Maßstab seines Handelns machen, hält die damalige Bürgermeisterin die Festrede. Bruchmann blättert um. Farbfotos. Von 1997, vom 700. Gemeindegeburtstag. „1985 hatte nämlich jemand schlecht recherchiert.“

Bruchmann kam vor fast vierzig Jahren der Liebe wegen nach Heuersdorf. Er erzählt ruhig und sachlich: Zehn Todesfälle seien in Heuersdorf unmittelbar vor, während oder nach einer Umsiedlung aufgetreten. Wissenschaftlich untersucht worden ist der Zusammenhang zwischen Heimatverlust und erhöhter Sterberate in Heuersdorf nicht. „Aber“, sagt Bruchmann, „ich kann aus eigener Erfahrung sagen: Es bedeutete für viele eine hohe seelische Belastung.“ Manchmal steigt in Horst Bruchmann die kalte Wut auf. Dann ist es vorbei mit seiner Contenance, dann fuchtelt er mit dem Zeigefinger oder haut mit der flachen Hand auf den Tisch: „Die sin' schlimmer wie de Kommunisten, die Dreckschweine!“ Die, das sind die Mibrag, die Verwaltung von Regis-Breitungen und der sächsische Landtag. Letzterer hat 2004 das „Gesetz zur Inanspruchnahme der Gemeinde Heuersdorf für den Braunkohlenabbau und zur Eingliederung der Gemeinde Heuersdorf in die Stadt Regis-Breitungen“ beschlossen. Die Klage gegen dieses Gesetz scheiterte, die Rechtsmittel sind ausgeschöpft. 2000 noch hatte alles ganz anders ausgesehen:

Wegen Formfehlern hatten die sächsischen Verfassungsrichter die erste Version des Gesetzes kassiert. An einem Freitag. Aber zum Feiern war den Heuersdorfern keine Zeit geblieben: Am Montag, erzählt Bruchmann, standen die Gewerkschaften bei Ministerpräsident Biedenkopf „auf der Matte, und Biedenkopf verkündete im Radio: Wenn das erste Heuersdorf-Gesetz nicht funktioniert hat, dann machen wir eben ein zweites.“ Und in dem habe sinngemäß dringestanden, „dass die Welt kaputtgeht, wenn Heuersdorf nicht weggebagert wird.“

Denn nicht nur Mibrag und Freistaat befürworten die Abaggerung. Die Gewerkschaften tun es auch. Es geht um Arbeitsplätze. 21 Tagebaue gab es 1989 im mitteldeutschen Revier, jetzt gibt es nur noch zwei. Ein Bergarbeiter hat kein Verständnis dafür, dass sich ein kleines Dorf gegen seine „Devastierung“ wehrt.

Er verschwand im Zuchthaus Waldheim; nie wieder hat jemand von ihm gehört.

Am frühen Nachmittag regnet es Bindfäden aus grauen Sturmwolken. Bernd Günther zieht sich die Radeberger-Kappe ins Gesicht. Fröstelnd trödeln wir die Dorfstraße entlang. In den meisten Häusern hängen noch Gardinen an den Fenstern, obwohl die Bewohner schon weg sind. „Da hinten wohnt noch eener“, sagt Günther. Wohnhäuser und Gehöfte. Manchem fehlt die Toreinfahrt, bei anderen sind die Fenster eingeschmissen. Vandalen und Klaubröder seien hier am Werk gewesen, sagt Günther. Die Mibrag nehme das in Kauf, mutmaßt er; mehr noch, sie befördere den Vandalismus. Weil sie alles daran setze, den verbliebenen Heuersdorfern ihren weiteren Aufenthalt in Heuersdorf so unangenehm wie möglich zu machen.

Vor einem stattlichen Anwesen, das sein Hoftor noch hat, machen wir halt. Der ehemalige Besitzer ist nach Borna gezogen. Als er noch hier war, bewohnte er nur den Keller des Hauses. Die Stockwerke darüber stehen schon lange leer. Noch länger ist es her, da lebte hier der Gutsherr Alexander Clarus Heinze, Mitglied im Sächsischen Landtag und echter Heuersdorfer Revolutionär. Während der bürgerlichen Revolution 1849 nahm er als Rebellenkommandeur am Dresdner Aufstand teil. Die Mächtigen lohten ihm seine Umstürzerei mit lebenslänglicher Freiheitsstrafe. Er verschwand im Zuchthaus Waldheim; nie wieder hat jemand von ihm gehört.

Bernd Günther öffnet das Hoftor. Geradeaus steht die Scheune, und links, das waren irgendwann einmal Kuhställe. Rechterhand, durch die geöffnete Haustüre, wird das verzierte Geländer einer Wendeltreppe sichtbar. Ob wir da mal reingehen? Bernd Günther zögert: Nachher hält uns noch jemand für Vandalen. Nun ja, ganz kurz vielleicht.

Ein Geruch nach verfallener großbürgerlicher Wohnkultur weht durch das Treppenhaus. In den Ecken häuft sich Schutt.

Feuchte Tapeten schälen sich von den Wänden, darunter kommt Frakturschrift zum Vorschein. Bernd Günther kratzt ein bisschen daran herum: Ein Adler zeigt sich, dann ein Hakenkreuz. „Das ist eine alte Leipziger Zeitung.“ An der Wand gegenüber könnte gut ein Hitlerbild gehangen haben, meint Günther. Im Nachbarzimmer liegt eine Zeitung von 1983 herum: Eine Rede von Generalsekretär Juri Andropow vor dem Zentralrat der KPdSU, die komplette Seite füllend. Wer sich nie durch eine solche Zeitungsseite arbeiten musste, weiß nicht, was eine Bleiwüste ist.

Fünfzig Meter vom Heinze-Hof steht die Ex-Kneipe „Glocke“. Vor sieben Jahre hat sie zugemacht, der letzte Laden schon vor zehn. Die richtige Glocke hängt noch in der siebenhundertzehn Jahre alten Emmaus-Kirche. So Gott will, wird die Wehrkirche – eine der ältesten, wenn nicht die älteste in Sachsen – den Untergang Heuersdorfs überdauern. Das Fundament wird ausgegraben und bekommt einen Betonmantel. Dann Stahlträger drunter, rauf auf den Tieflader und ab an den neuen Standort, um den es auch schon reichlich Gezerre gegeben hat. Wahrscheinlich wird die Kirche demnächst in Borna stehen.

Hinter der Kirche wächst ein Metallzaun empor. Heuersdorf ist hier zu Ende. Die dreizehn Häuser, die noch vorm Jahr an diesem Ort standen, hat die Mibrag abreißen lassen. Hundert Meter hinter der Brache beginnt das große Loch. Hier, an diesem Zipfel, wird sich Ende 2008 das erste schaufelbewehrte Rad daran machen, den Boden zu verschlingen, auf dem einst die Häuser Heuersdorfs standen. Drei Jahre später wird das Dorf spurlos verschwunden sein.

Linkerhand geht es zum Friedhof. Die Gräber sind bereits umgebettet, ein paar alte Grabsteine liegen übereinandergetürmt auf einem Haufen. Gestorben 1926, gefallen 1943, gestorben 1967. Günther brummt: „Wahrscheinlich werden die Grabsteine einfach in den Tagebau reingekippt.“

Die Gegner von Bernd Günther schlachten den Umstand, dass er nicht zu den alteingesessenen Heuersdorfern gehört, weidlich aus. Die Altbürgermeisterin etwa hat im Mibrag-Info-brief geschrieben, die Heuersdorfer ließen sich „von Menschen beeindrucken, die es mit ihrer Heimatliebe doch gar nicht so ehrlich meinen können, wenn sie nicht einmal aus Heuersdorf stammen.“ Günther, Bruchmann und den anderen Hartnäckigen gibt sie die Schuld an der Zersplitterung der Dorfgemeinschaft. Weil sie immer nur auf Widerstand aus waren, statt die gemeinsame Umsiedlung zu planen.

Günther geht weiter. Nee, von diesen Anschuldigungen lässt er sich nicht aus der Ruhe bringen. Solche Argumente, sagt er, ziehen nicht: „Dann hätt’ se selber mit dem Umzug warten müssen, bis der Kampf verloren ist.“ Er schaut in die Wolken. „Ich weeiß, was ich von der Zehe zu halten hab’!“

Soll keiner sagen, die Mibrag täte überhaupt nichts für den Erhalt der Dorfgemeinschaft. 2005 hat sie angefangen, in Regis-

Breitungen eine neue Siedlung für die Heuersdorfer hochzuziehen. Sie heißt „Am Wäldchen“: Zehn Ein- oder Zweifamilienhäuser und zwei Häuser mit Mietwohnungen stehen dort auf der Wiese. Was die Widerständler dagegen schon wieder einzuwenden haben? Das: Das Gebiet sei verseucht. Altlasten, Phenole befänden sich im Boden, weil die Siedlung auf der Abraumkippe eines ehemaligen Tagebaus stehe.

Die Mibrag bestreitet diese Darstellung. Sie vertuscht, meinen viele Noch-Heuersdorfer. „Die Häuser dort sind null wert“, sagt Bruchmann. „Laut Buschfunk wurde den Leuten verboten, Gemüse anzubauen“, sagt Bernd Günther. „So ein Quatsch, der Nachbar hat die schönsten Kartoffeln“, sagt eine ältere Ex-Heuersdorferin, die in die neue Siedlung gezogen ist. Weiter sagt sie: Die Wäldchen-Häuser sind schön, der Bürgermeister von Regis-Breitungen ist nett, und der Günther ist verrückt. Dann sagt sie nichts mehr. Man hält sich bedeckt am Wäldchen. Dafür sagen die verbliebenen Heuersdorfer noch, dass die Wäldchen-Umsiedler sich alles schönreden.

Früher hat er immer gesagt: Ans Wäldchen bringen mich keine zehn Pferde.

Mittwochabend. Es nieselt eiskalt. Auf dem Sportplatz trainiert die Fußballmannschaft vom SV Heuersdorf 1920. Nur zwei Spieler sind aus Heuersdorf, die anderen wohnen in den Nachbarorten, in Borna, Deutzen oder Neukieritzsch. Die vergangene Saison hat man als Dritter der zweiten Regionalklasse beendet. Derzeit dümpelt man auf dem dritten Platz von hinten. Der Trainer verlangt hohes Zuspiel: „Mensch, mach’ das ordentlich!“

Seit es die „Glocke“ nicht mehr gibt, hat das Sportlerheim die Funktion der Gaststätte übernommen. Nach dem Fußballtraining finden sich die Heuersdorfer bei Vita-Cola, Radeberger und Hasseröder ein. Kein Umsiedler aus „Phenopolis“, wie die Wäldchen-Siedlung hier von einigen genannt wird, lässt sich im Sportheim blicken. Doch, einer: Marko Erfkamp, 36 Jahre alt. Er hat noch ein Stück Garten in Heuersdorf. Der Hund ist dort, die Kaninchen und Meerschweinchen. Früher hat er immer gesagt: Ans Wäldchen bringen mich keine zehn Pferde. Aber bei Lichte betrachtet hat die neue Siedlung auch ihre Vorteile. Ganz in der Nähe wohnt seine geschiedene Frau mit den Kindern, sogar einen Radweg dorthin gibt es. Und die Mibrag habe sich nicht lumpen lassen, hat ihm für die neue Zweiraumwohnung 15 Jahre Mietpreisbindung in Aussicht gestellt, obwohl er erst 1997 zum Heuersdorfer geworden war, drei Jahre nach dem Stichtag. Erfkamp ist Pragmatiker. In Heuersdorf, sagt er, „kann ich jeden grüßen“.

Am langen Tisch wird „Knack“ gespielt. Uwe Keller, ein stämmiger Ex-Heuersdorfer, drischt den Schellen-Ober auf den Tisch. Die Frauen neben ihm kichern. Uwe ist schon lange weg von hier. Nicht ans Wäldchen, sondern nach Wilden-



Die Schleenhainer Braunkohle enthält 1,6 Prozent Schwefel.



Baggerfahrer Andreas Winkler

hain, wo seine Frau herkommt. Er erzählt von früher, als es in Heuersdorf noch einen Jugendklub gab: Ein Raum war das, so ungefähr fünf mal sechs Meter. „Wir hatten da mal 120 Leute drin.“ Damals wurde in Heuersdorf der Bus leer: Gegen sechs Uhr abends kamen die Leute an. Bevor sie in den Jugendklub gingen, waren erst einmal alle in der „Glocke“ zum Vorglühen. Das war immer freitags und sonnabends. Mittwochs fuhr Uwe mit den Kumpels zur Disco ins Kulturhaus nach Regis-Breitingen. Donnerstags war Disco im Kulturhaus Deutzen. Sonntags in der Kneipe „Mücke“ in Neukieritzsch. „Und am Montag war ich pleite.“ Nach der Wiedervereinigung haben dann die große Discos aufgemacht. Uwe fuhr mit dem Auto hin, aber es war nicht mehr dasselbe.

Einen Kilometer vom Sportlerheim entfernt arbeitet Andreas Winkler. Er ist 46 und fährt den SRs 2000 auf der oberen Sohle des Tagebaus Schleenhain. SRs 2000 bedeutet: Schaufelradbagger auf Raupen, schwenkbar, mit 2000 Litern Schaufelinhalt. Maximal 60.000 Kubikmeter Abraum kann der Koloss pro Tag wegbaggern, das entspricht dem Fassungsvermögen von zwanzig olympischen Schwimmbecken.

Wir klettern die Leitern hoch, bis wir am höchsten Punkt des Baggers anlangen. Die langen blonden Haare des Baggerfahrers wehen. „Wenn du da vorne baggerst“, sagt er mit ausgestrecktem Arm, „kannst du in die Fenster von Heuersdorf reinschauen.“

Winkler hat sich hinter Altenburg ein Anwesen gekauft, einen Dreiseitenhof, den er gerade herrichtet. Einen Hund hat er, vielleicht kommt später noch ein Pferd dazu. Früher hat er ganz in der Nähe gewohnt. Er kennt die Gegend. Was soll er sagen? Dass es ihm leid tut um Heuersdorf und um die Heuersdorfer Dreiseitenhöfe? Es tut ihm leid, und er sagt, dass es ihm leid tut. „Aber die Arbeit ...“

Von unten pfeift jemand. Es ist Sylvia Werner von der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit der Mibrag. Sie und der Fahrsteiger,

der Chef über alle Großgeräte, chauffieren uns mit dem Jeep von Bagger zu Bagger. „Los, wir müssen weiter.“ Der Jeep rumpelt mächtig. Wir fahren abwärts zum Hauptflöz, das hier eine mittlere Mächtigkeit von 15 Metern erreicht. Hervorragend sei die Qualität der Kohle hier, sagt der Fahrsteiger: 1,6 Prozent Schwefel nur, ein Heizwert zwischen 10 und 10,5 Kilojoule pro Kilogramm, besser geht's fast nicht. Auf Stegen laufen wir dann auf dem Kohlebagger entlang. Eine Wolke aus Kohlestaub steigt auf. Es stinkt nach Jauche. „So muss das sein“, meint der Fahrsteiger. „Dann ist die Kohle gut.“

Der Fahrsteiger sagt auch nichts. Er steht nur auf und geht weg vom Tisch.

Sylvia Werner deutet hierhin und dahin: überall Rekultivierungsmaßnahmen. Auf der bereits überbaggerten und wieder zugeschütteten Fläche springen ein paar Rehe herum. Heuersdorf ist die letzte Ortschaft, die der Tagebau Schleenhain sich holt. 2011 oder 2012 ist Schluss. Die heutige Grube wird wieder aufgefüllt, mit Abraum aus zwei neuen Gruben, die nördlich und westlich aufgemacht werden. So um 2040 herum wird der gesamte Tagebau ausgekohlt sein. Die beiden Löcher, die übrig bleiben, werden geflutet – wie schon andere ehemalige Tagebaue im Leipziger Südraum. „Leipziger Neuseeland“ nennt sich die dabei entstehende Landschaft.

Nach der Jeep-Rundfahrt sitzen wir in der Tagebau-Leitstelle und trinken Kaffee. Sylvia Werner erzählt, dass sie eigentlich Tierärztin hatte werden wollen. „Das sozialistische Klischee vom Arbeiterkind, das die Akademikerlaufbahn einschlägt“, sagt sie mit herbem Lachen. Doch der Schulabschluss reichte nicht zum Wunschstudium.

Auf Heuersdorf angesprochen, sagt sie erst einmal nichts. Der Fahrsteiger sagt auch nichts; er steht nur auf und geht weg



Ortsvorsteher Horst Bruchmann



Bernd Günther an der Kante

vom Tisch. Dann fängt die Pressesprecherin an, erzählt etwas von „zwingenden wirtschaftlichen Gründen“. Attackiert den Ortsvorsteher: „Herr Bruchmann hat schon öffentlich gelogen.“ Wie das? Sylvia Werner überlegt. „Er hat uns öffentlich vorgeworfen, wir hätten nicht von Anfang an offen informiert. Er gibt uns die Alleinschuld an der Zersplitterung der Dorfgemeinschaft.“ Sie habe den Eindruck, Bruchmann hat Angst, sein Gesicht zu verlieren.

Es wird dämmrig in Heuersdorf. Dustin und Jonas, die Söhne von Umsiedler Marko Erfkamp, tolen auf den alten Bäumen hinter dem Herrenhaus herum. Horst Bruchmann scharwerkt auf seinem Dreiseitenhof. Aus dem Stall quiect es, die Enkel necken den Eber Albert. Der linke Flügel des Anwesens, wo der Sohn von Bruchmanns Schwager mit seiner Familie wohnt, ist erst vor sechs Jahren renoviert worden. Damals hatte noch begründete Hoffnung für das Dorf bestanden.

Ins Wäldchen geht Bruchmann nicht, soviel ist sicher. In Frohburg, knappe zwanzig Kilometer von Heuersdorf, soll eine weitere kleine Siedlung gebaut werden. Acht Familien wollen dorthin ziehen, unter anderem Familie Bruchmann und Günther. Ein bisschen so wie in Heuersdorf hatte es sein sollen, mit Gärten, die hinter dem Bauland liegen, sagt Bruchmann. Doch stattdessen wollen die Planer die Gärten nun breit an die Straße legen. Auch zeige sich der Frohburger Bürgermeister seit einiger Zeit für die Wünsche der Siedler weniger zugänglich.

Bruchmann schwingt den Zeigefinger: Bestimmt steckt die Mibrag dahinter. Wie hatte es früher geheißen? Die Heuersdorfer sollen alle Unterstützung erfahren? „Bloß, damit wir für den Moment zufrieden sind.“ Wieder brennt Bruchmann lichterloh: „Gegen die waren die Kommunisten Waisenknaben! – Ich muss ma' mein' Hut holen.“

Als er mit dem Hut zurückkommt, ist er wieder ruhig. Was Mitbestimmung und Selbstbestimmung angeht, hatten sich die

Heuersdorfer von der Wende mehr erhofft, sagt er. „Vielleicht hatten die DDR-Bürger ja generell einen zu absolut gefassten Begriff von Demokratie.“

Am Sonntag stehe ich mit Bernd Günther am großen Loch. Im Oktober muss er raus aus dem Gutshaus; die Mibrag hat ihm schon gekündigt.

Die Stahlskelette stehen still. Nur der Wind pfeift wie immer über den Grubenrand. Günther steht im rechten Winkel zur Kante und schüttelt unmerklich den Kopf. „Ei, ei, ei, ei, ei“, macht er leise. Langsam geht er los, immer die Kante entlang, immer weiter. „Alles Scheiße, deine Elli“, höre ich ihn von weitem noch sagen.

Mein Heimatstädtchen haben die Eimerkettenbagger verschont. Eines schönen Tages hörten sie auf, in mein Zimmer hineinzuschreien, lahmgelegt von einem Sternmarsch aus zehntausend Menschen. Dorthin fahre ich jetzt. Ich bin eine halbe Ewigkeit nicht mehr dagewesen.



Thomas Thieme, 39, wurde, als er abends über die menschenleere Dorfstraße schlenderte, von einem privaten Wachmann für einen Plünderer gehalten. Nachdem sich der Verdacht zerschlagen hatte, tauschten die beiden bis tief in die Nacht Jugenderinnerungen aus. **Kathrin Harms**, 27, ist freie Fotografin.

Mich fasziniert die Gegenbewegung

Sewan Latchinian lebt in Berlin und ist Intendant der „Neuen Bühne Senftenberg“. Das Theater in der brandenburgischen Provinz ist 2005 von Kritikern zum Theater des Jahres gekürt worden. Latchinian gilt als Vorreiter eines neuen Theaters und will demnächst Faust I und II an einem Abend aufführen. Zeit für ein Gespräch.

Herr Latchinian, Sie machen Theater inmitten der brandenburgischen Provinz. Mal ehrlich, wie oft flüchten Sie nach Berlin? Ich flüchte bestimmt nicht vor der Provinz. Ich bin sieben Tage in der Woche in Senftenberg. Anders wäre das gar nicht zu leisten. Dass ich auch noch in Berlin wohne, hat mit meiner Geschichte zutun, nicht damit, dass Senftenberg nur mit einem Wohnsitz in der Stadt zu ertragen ist.

Wenn man Ihre Geschichte kennt, aufgewachsen in der DDR, „ein Querdenker, der die Normen des Kollektivs nicht achtete“: Eigentlich dürften Sie doch gar nicht hier sein, warum hat es sie zurück in den Osten gezogen? Ich habe irgendwann gemerkt, dass der Westen mich nicht mehr braucht. Dass ich hier im Osten nötiger bin. Die Gegenbewegung hat mich schon immer fasziniert.

Gibt jemand wie Sie, der in Berlin, München und Leipzig inszeniert hat, mit dem Gang in die Kleinstadt nicht einen Teil von sich auf? Ganz im Gegenteil. Ich würde sagen, dass ich mit Senftenberg riesig gewonnen habe, hab dort viel mehr zu mir selbst gefunden als in meinen Berliner Jahren. Natürlich ist die Lebensqualität in der Stadt höher und besonders das kulturelle Angebot abwechslungsreicher. Aber genau das kann einen mitunter lähmen. Außerdem meine ich, dass in Berlin oft viel mehr Provinz ist. Die Stadt besteht eigentlich aus 30 Senftenbergs. Und nur Stadt oder Provinz, das kann so wieso kein Künstler durchhalten. Fast alle haben beides gelebt.

Machen Sie Theater in der Provinz, weil Sie dort, so war es im Spiegel zu lesen, Publikum und Ensemble quälen und Ihre Mitarbeiter bis an die Grenzen des Zumutbaren belasten können? Das Wort ‚belasten‘ will ich am besten gar nicht gehört haben. Ich denke, in einer Region mit 35 Prozent Arbeitslosigkeit ist Arbeit, so anstrengend sie auch sein mag, keine Belastung, sondern eine Freiheit. Es gäbe viele, die sich so belasten lassen würden.

Stücke wie Wijmarks „Der moderne Tod“ sind also nicht reinstes Ekeltheater? Dieses „Ekeltheater“, also Stücke, die voll sind mit Scheiße, Blut und Sperma und hier und da etwas extremere Szenen gehören nun mal zur Wirklichkeit des modernen Theaters. Ich habe trotzdem noch keinen Zuschauer getroffen, der meine Inszenierungen als Quälerei empfand. Das hat alles was mit der Entwicklung von Zuschauerkunst zu tun. Entwicklung ist nie Quälerei. Vor allen Dingen nicht, wenn sie zu solchen Erfolgen wie bei uns führt. Vieles spricht doch einfach dafür, dass wir dem Publikum mit der vermeintlichen Quälerei viel Freude bereiten.





Sewan Latchinian wurde 1961 in Leipzig geboren. Nach seinem Schauspielstudium an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ in Berlin trat er sein erstes Engagement am Mecklenburgischen Staatstheater Schwerin an. Danach war er zehn Jahre Ensemblemitglied des Deutschen Theaters. Als Regisseur arbeitete er u.a. am Deutschen Theater Berlin, dem Düsseldorfer und dem Leipziger Schauspielhaus sowie dem Münchner Volkstheater. Seit der Spielzeit 2004/05 ist er Intendant der Neuen Bühne Senftenberg.



Freude? Ja, weil wir hier Lebenssinn stiften und Identität schaffen. Das sind doch Begriffe, die viel wesentlicher sind als Qual.

Fäkalsprache und Körperflüssigkeiten gehören doch mittlerweile eigentlich zum Einmaleins jeder subversiven, freien Theateranstalt. Funktioniert die Neue Bühne nur deshalb so gut, weil man hier noch machen kann, was etwa in Berlin schon lange nicht mehr geht? Wir laufen hier in Senftenberg keinem Trend nach, müssen nicht das nachholen, was es überall schon gab. Das wäre doch viel zu simpel gewesen, um damit die Kritiker zu überzeugen. Außerdem sind solche Inszenierungen wie „Der moderne Tod“ eher die Ausnahme.

In ihrem Spielplan finden sich auch viele Evergreens wie „Charleys Tante“ oder „Schneewittchen“. Müssen Sie in Senftenberg einen ständigen Drahtseilakt zwischen Trivial- und anspruchsvollem Theater vollführen? Drahtseilakt, das klingt so nach Absturzgefahr.

Das war auch so gemeint. Abstürzen werden wir nicht, aber es ist eine nie endende Kalkulation, man muss das Publikum fordern, aber nicht überfordern. Ich muss hier einen reichen Spielplan schaffen und doch immer darauf achtgeben, nicht beliebig zu werden.

Ist Ihr künstlerischer Ehrgeiz überhaupt zu befriedigen, wenn man Theater für Provinzpublikum macht? Das provinzielle Publikum in diesem Sinne gibt es hier in Senftenberg gar nicht. Selbst Dresdner oder Potsdamer kommen mittlerweile hierher nach Senftenberg. Und dazu gastieren wir immer häufiger in den alten Bundesländern, in Italien oder Finnland.

Das hört sich nicht mehr wirklich nach Provinzbühne an. Ich habe mit diesem Wort Provinz ohnehin meine Schwierigkeiten. Auch wenn ich weiß, dass man immer über diesen Begriff reden muss, wenn es um das Theater geht. Doch Provinztheater stehen nicht immer in der geographischen Provinz. Provinz ist nur da, wo man sie zulässt.

Also ist Senftenberg ein „Nicht-Provinztheater“ in der Provinz. Wie lange kann man sich dort eine solche künstlerische Insel erhalten? So lange wie wir nicht zufrieden werden und uns die Selbstkritik behalten. Provinziell zu sein, das ist nicht von einer Stadt oder einer Region abhängig. Nicht davon, wo man ist, sondern wie man ist.

Sie haben gesagt: „Wenn man als Intendant an ein Theater in Senftenberg geht, will man sich entweder zur Ruhe setzen oder etwas bewegen.“ Vielleicht war das einfach richtig, dass genau ich hierher gekommen bin. Die Region und ihre Probleme haben mich produktiv gemacht, eher nach vorne gepusht als gebremst. Senftenberg und ich, das hat halt gepasst. Es gibt viele, die mich als das „fehlende, geheime Enzym“ bezeichnen. Aber eigentlich habe ich von der Vorgeschichte der Neuen Bühne profitiert.

Sie meinen den Patenschaftsvertrag mit dem Deutschen Theater und die Vergangenheit des Theaters als Verbannungsbühne in der DDR, an der sogar Frank Castorf wirkte ? Genau. Es gab hier immer eine gewisse Qualifizierung des Publikums durch meine Vorgänger und den Einfluss des Deutschen Theaters. Dieser Ort unterscheidet sich einfach von anderen kleineren Städten. Selbst zu DDR-Zeiten war die Neue Bühne in Senftenberg immer ein Geheimtipp. Sie musste nach der Wende nur wieder wachgeküsst werden.

Und womit ist Ihnen das gelungen, was macht Sie und Ihr Ensemble zu Märchenprinzen? Wir erzählen Geschichten. Mit einfacher Ästhetik und bescheidenen Mitteln.

Mit diesen bescheidenen Mitteln, einem Jahresetat von nur 3,7 Millionen Euro, sind sie trotzdem „Bühne des Jahres geworden“. In gewisser Weise halten Sie den Castorfs und Thalmeiers mit deren Bühnengorgien den Spiegel vor: „Hey Jungs, es geht auch anders, bescheidener und doch besser.“ Ist das die eigentliche Botschaft der Neuen Bühne ? Es ist ein politischer Ansatz, unser Impuls in die Gesellschaft. Wir meinen: Es muss eines Tages weniger Armut geben. Das geht nur mit weniger Reichtum. Wir als kleine Bühne können doch konkret vorschlagen, wie das an einem Theater gehen kann: Mit wie wenig geht es wirklich. Das war ja auch ein Experiment.

Sehen Sie sich als Vorreiter für eine neue Art des Theaters: klein, arm und trotzdem qualitativ hochwertig ? Wir werden da schon als Vorreiter gesehen. Und das ist uns ganz lieb so. Wir mischen Hierarchien auf.



Wo unsere
 → Promis
 herkommen:

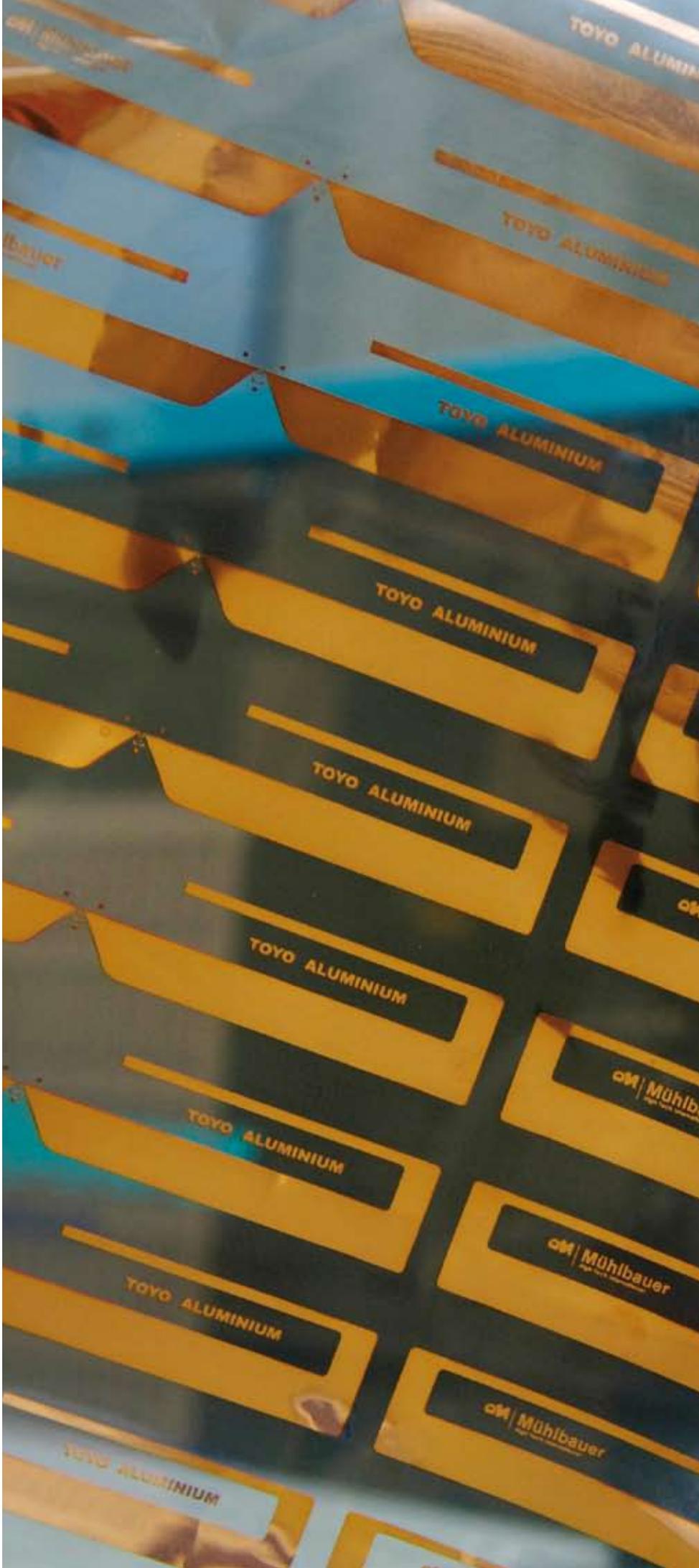
hinten
 (von links)

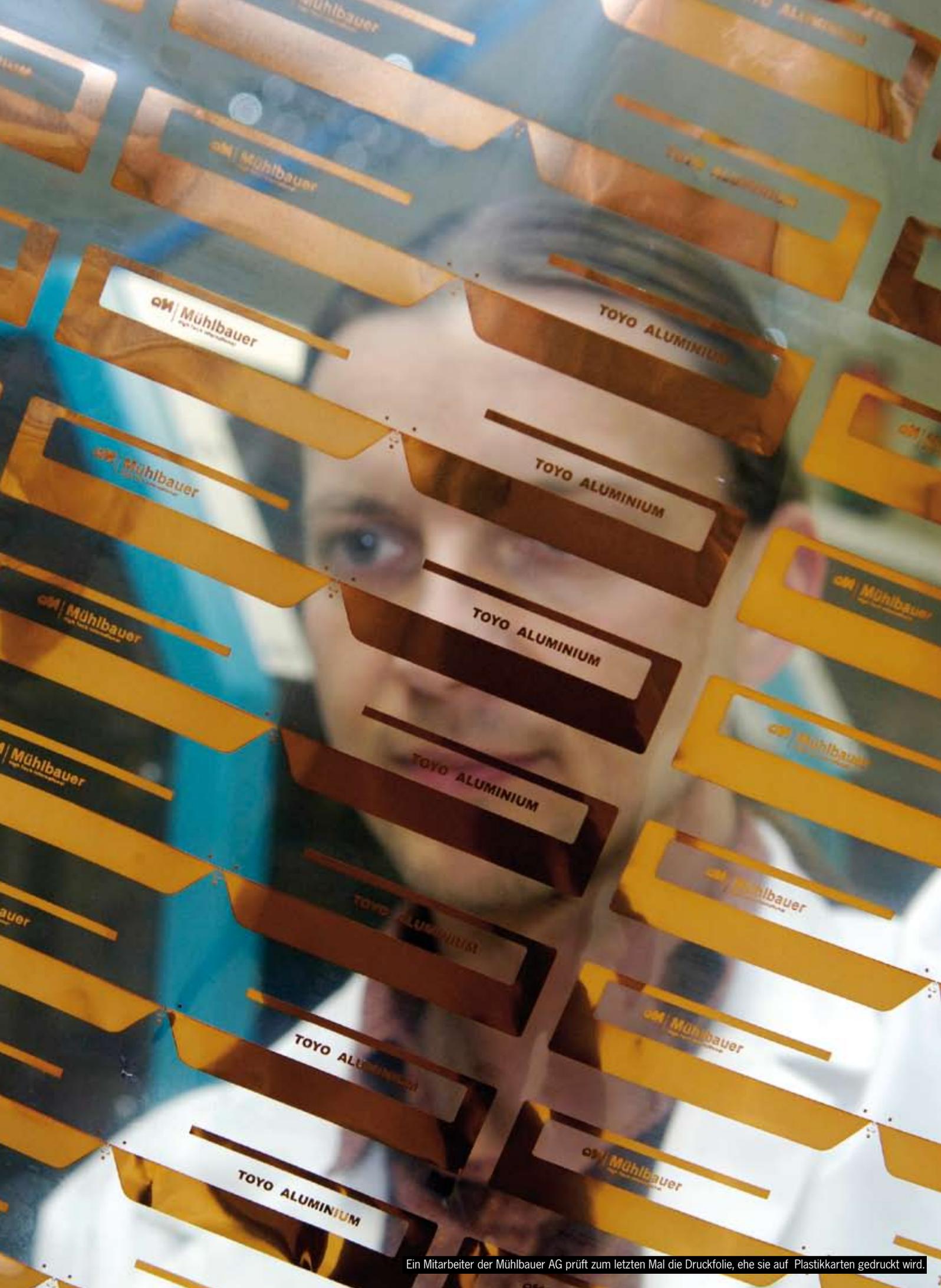
Vorne

- Joachim Löw**_Bundestrainer_Schönau im Schwarzwald
- Jan Hofer**_Nachrichtensprecher_Büderich
- Anni Friesinger**_Eisschnellläuferin_Bad Reichenhall
- Claudia Schiffer**_Model_Rheinberg bei Düsseldorf
- Reinhold Beckmann**_Talker_Twistringen
- Dieter Bohlen**_Talentsucher_Berne
- Sabine Christiansen**_Journalistin_Schellhorn, Kreis Plön
- Bastian Schweinsteiger**_Fußballspieler_Kolbermoor
- Friede Springer**_Verlegerin_Oldsum, Föhr
- Gunther von Hagens**_Leichenpräparator_Alt-Skalmierschütz
- Eva Padberg**_Model_Bad Frankenhausen
- Steffi Graf**_Tennispielerin_Brühl
- Bill Kaulitz**_Tokio Hotelier_Loitsche
- Eva Mattes**_Tatort_Tegernsee
- Uschi Glas**_Schauspielerin_Landau an der Isar
- Franka Potente**_Schauspielerin_Dülmen
- Gerhard Schröder**_Buchautor_Mossenberg
- Angela Merkel**_Kanzlerin_Quitow bei Perleberg

Lohn der Angst

Das Städtchen Roding im Bayerischen Wald profitiert von der weltweiten Terrorismushysterie. Seit dem 11. September 2001 boomt bei der Mühlbauer AG die Produktion biometrischer Pässe.





Mühlbauer
High Tech Aluminium

TOYO ALUMINIUM

TOYO ALUMINIUM

Mühlbauer
High Tech Aluminium

TOYO ALUMINIUM

Mühlbauer
High Tech Aluminium

Ein Mitarbeiter der Mühlbauer AG prüft zum letzten Mal die Druckfolie, ehe sie auf Plastikkarten gedruckt wird.

● Auf seiner Fahrt ins Amt rumpelt Bürgermeister Franz Reichold über Kopfsteinpflaster an der eфеuberankten Stadtmauer vorbei ins Zentrum von Roding. Noch schläft das Städtchen an der Bundesstraße 16. Keine lebende Seele, kein Funken Licht in den pastellfarbenen Häusern ringsum. Selbst in der Morgendämmerung erkennt man: Der Ort ist bunt wie eine Schale voller Bonbons, nur hier und da bröckelt Putz. Stille, allein im Industriegebiet am Rand des Städtchens regt sich schon was, dort ziehen die ersten Lastwagen über die Landstraße, die Roding von West nach Ost zerschneidet, Richtung Prag.

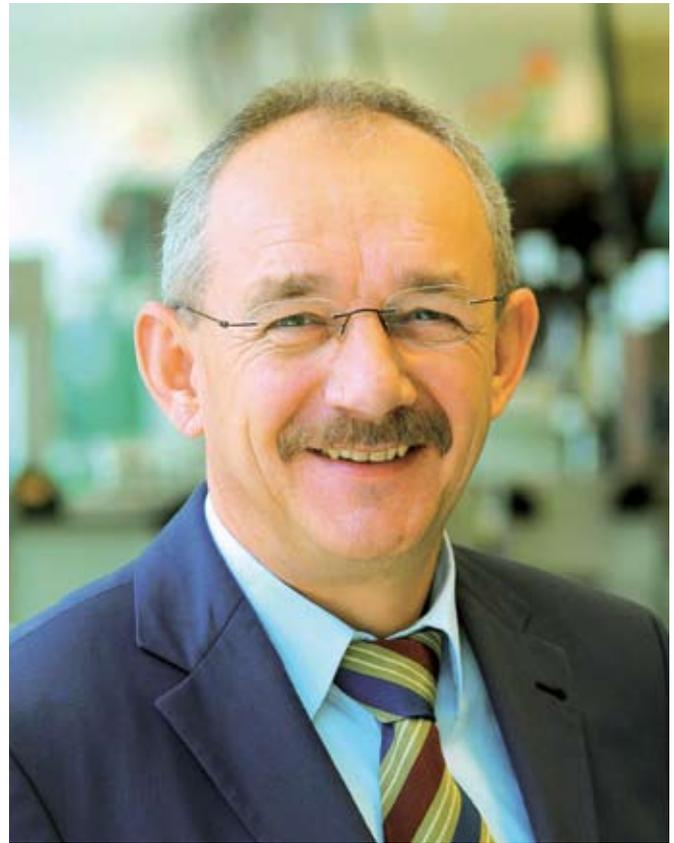
Kurz vor sieben, der Himmel ist bewölkt, ein leichter Wind treibt den Morgenfrost durch seinen Mantel, während er die Stufen des Rathauses hochsteigt. Bürgermeister Reichold, 53, CSU, regiert seit sieben Jahren die älteste Stadt des Landkreises, in einer Region, in der Arbeitslosigkeit seit je mehr war als ein fernes Schreckgespenst, greifbarer als alles, was unter dem Begriff Globalisierung durch die Köpfe geistert. In „global village Roding“ am Regenfluss geht es stattdessen aufwärts, während überall sonst im Land der Wohlstand zu zerfließen droht. Wohin? Das weiß der Bürgermeister: in den Osten. China ist auf erstanden. Indien, ebenso Osteuropa. Er sieht seine 11.476 Rodinger von mächtigen Unternehmen umstellt und gesichert. „Die Globalisierung ist zwar da, aber meiner Stadt geht es gut“, stellt er fest. „Wir haben mehr Arbeitsplätze und Lehrstellen als wir brauchen.“

Die Statistik bestätigt ihn. Roding verzeichnet den größten Rückgang der Arbeitslosigkeit in ganz Bayern auf nicht einmal fünf Prozent; der Ort beschäftigt sechstausend Arbeitnehmer, die Hälfte von ihnen kommt von außerhalb. Die Schöpfer des Stadtwappens scheinen schon vor rund tausend Jahren geahnt zu haben, dass in Roding was zu holen ist. Es zeigt einen Gutsherren mit Lanze in der rechten und einem Fisch in der linken Hand.

„Die Anschläge auf die Vereinigten Staaten haben für uns wie ein Katalysator gewirkt“

Ein Hubschrauber knattert hinweg über knapp 700 Köpfe, die in Deutschlands führendem Heiztechnikunternehmen Vailant am Aufschwung arbeiten, über weitere 250 Köpfe, die in der Firma Schindler Fenster erstellen, und landet auf dem Dach der Mühlbauer AG. Ein Bau, der sich in moderner Kühle präsentiert – weiß, glatt, viel Glas. So schwebt der Chef und Besitzer des Unternehmens in sein Reich.

Unter seinem Dach wird Sicherheit großgeschrieben, vor allem in Zeiten von Angst und Terror. Mühlbauers Druckmaschinen stellen Reisepässe mit biometrischen Daten her. Komplizierte Anlagen, die individuelle Daten erfassen: Den Fingerabdruck, die Merkmale der Iris, die Strukturen des Gesichts werden auf winzigen Chipkarten gespeichert. Hinzu kommen sogenannte Smart Cards. Sie speichern und verarbeiten In-



Josef Mühlbauer hat Grund zur Freude – im letzten Jahr erzielte sein Unternehmen einen Umsatz von hundertfünfzig Millionen Euro.

formationen und werden als EC-Karten, Versicherungskarten oder SIM-Karten im Handy eingesetzt. Die Firma Mühlbauer beliefert fast alle europäischen Kartenhersteller. In Deutschland erreicht sie einen Marktanteil von achtzig Prozent. Mit seinem Technologiekonzern erwirtschaftete der Betrieb im vergangenen Jahr hundertfünfzig Millionen Euro Umsatz. Auf die Technik aus Roding vertrauen inzwischen Behörden und Unternehmen in aller Welt, darunter so unterschiedliche Institutionen wie die spanische Polizei und die Führerscheinebehörde von Großbritannien.

Der Bedarf an derartigen Sicherheitsvorkehrungen ist schlagartig in die Höhe geschossen, seitdem sich nach dem Anschlag auf das New Yorker World Trade Center eine „Achse des Bösen“ ins Bewusstsein der Öffentlichkeit geschoben hat: „Die Anschläge auf die Vereinigten Staaten haben für uns wie ein Katalysator gewirkt“, lässt Mühlbauer wissen. Das weltweit gestiegene Sicherheitsbedürfnis habe seinem Unternehmen einen Schub gegeben, wobei es schon vorher Weltmarktführer auf seinem Gebiet gewesen sei.

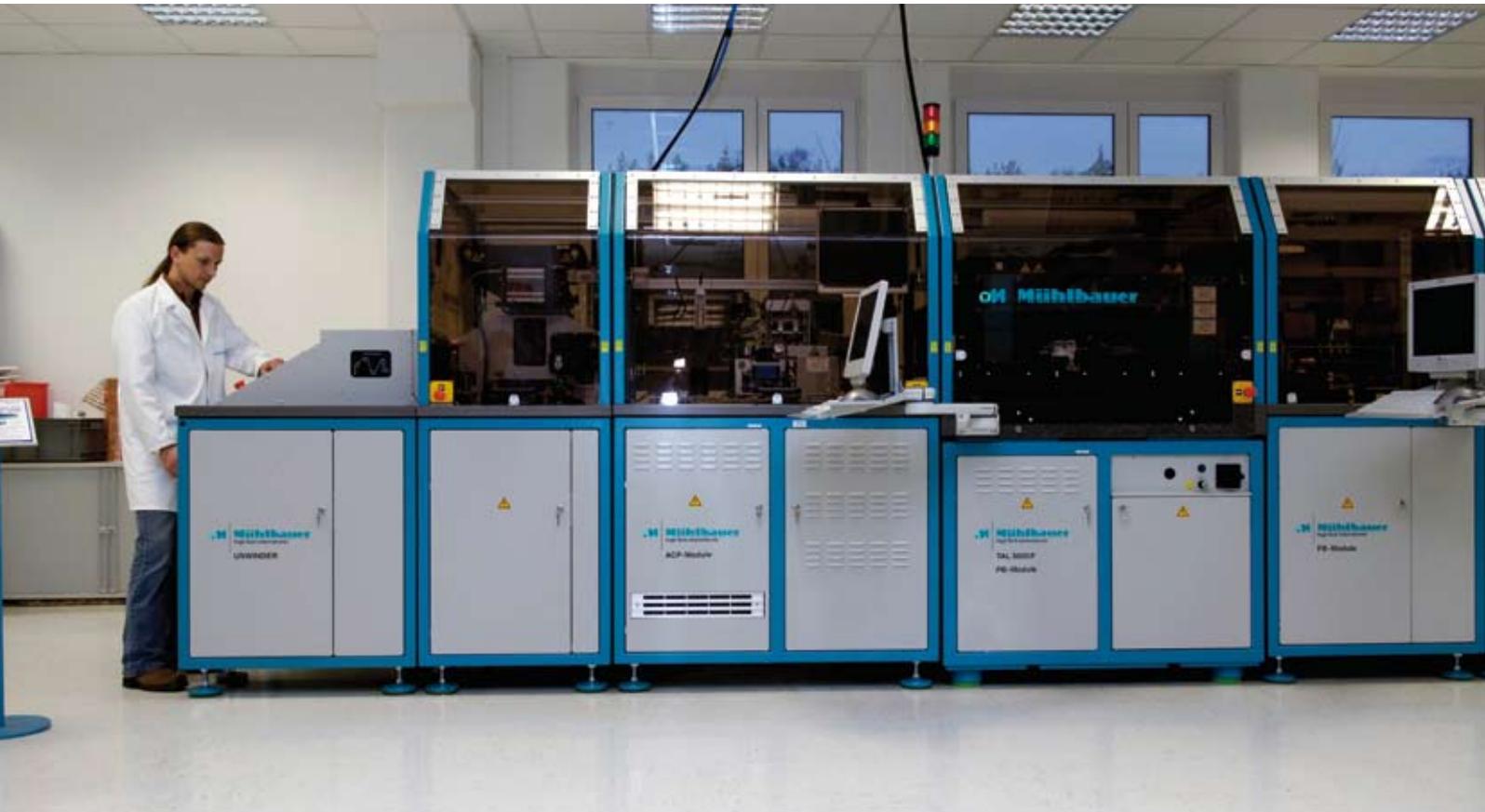
Sechzehnhundert Angestellte treiben inzwischen die weltweite Sicherheit voran, müde Arbeiter in blauen Overalls, die morgens das Eingangstor verlassen und dabei der nächsten Schicht begegnen. Mit bis zu siebzig Neueinstellungen rechnet Mühlbauer bis zum nächsten Jahr. Lehrling Patrick Böhm, 17 und zeigt sich darüber hoch erfreut: „Alle werden übernommen, es war ein Glücksfall, in dieser Firma zu landen.“



Hightech, Bettwaren, Lederhosen: Roding boomt in alle Richtungen.



Wo Mühlbauer draufsteht, ist auch Mühlbauer drin. Der Firmensitz des Technologiekonzerns.



Die Maschine, die Terroristen zur Verzweiflung bringen soll – die Produktionsstraße von biometrischen Reisepässen.

Bei so viel Aufschwung kann ein sonniges Gemüt wie Bürgermeister Reichold das Gejammer über die Schrecken der Globalisierung nicht nachvollziehen. „Wir haben eindeutig von der Globalisierung profitiert“, erklärt er, während er in seinem Lieblingslokal einen Tintenfisch verspeist. Er fühlt sich wohl in seinem Städtchen, zu dem in den letzten Jahren 14 Gemeinden hinzugekommen sind. Reichold, ursprünglich ein Münchener, empfand es als „eine sportliche Herausforderung, dieses Amt anzunehmen“. Den Lohn hat er bekommen, 2002 wurde er mit 97 Prozent wiedergewählt. Roding steht hinter seinem Bürgermeister. Und dieser schätzt das persönliche Netz, das er hier findet. Er weiß, wer seine Wähler sind: Auf einem Rundgang durch sein Revier alle paar Meter ein Grüß Gott, man kennt sich eben. Und wenn er auf dem Weg zum Rathaus sieht, dass im Barockturm der Pfarrkirche die Uhren falsch gehen, dann lässt er sie richtig stellen. „Ich bin sehr glücklich, hier in Roding zu sein“, sagt er, „ich kann über die Zustände in Berlin und München nur lachen. Diese großen Politiker ...“, winkt er ab.

Die große Politik. Sie hat nicht die Übersichtlichkeit einer Rodinger Miniaturwelt, ist immer mehr der Lächerlichkeit ausgesetzt und als hilflos verschrien. Innerhalb der komplizierten Dynamik der Globalisierung glaubt man mittlerweile an vieles, aber nicht mehr an die Macht der Politik. Merkel- oder Schröderaufschwung, was für eine Frage an einen weltweit operierenden Unternehmer wie Josef Mühlbauer. „Die Reformen der Regierung auf dem Arbeitsmarkt spielen bei uns keine Rolle. Dafür denken wir viel zu langfristig“, ist seine nüchterne Erkenntnis. Ja, aber wo liegen die Ursachen für diesen segens-

reichen wirtschaftlichen Aufschwung? In diesem Zusammenhang darf man den Einfluss eines gewissen Osama Bin Ladens nicht unerwähnt lassen.

Gut, dass auch noch andere mitreden. Bürgermeister Reinhold zum Beispiel. Er hatte einen Weg gesucht, Roding aus seinem Jammertal von Arbeits- und Hoffnungslosigkeit zu führen. Gelungen ist das letztlich mithilfe der ansässigen Unternehmen, über den Zugang zu weltweiten Märkten. Der auf allen fünf Kontinenten operierende Mühlbauer ist trotz seiner Auslandsstandorte „Rodings Arbeitgeber Nummer eins“, bestätigt Reinhold. Und auch von anderen Seiten ist die Stadt gut versorgt: „Wir haben mehr Arbeits- und Ausbildungsplätze, als wir brauchen. Kein Rodinger Traditionsbetrieb spricht von Entlassungen.“

Und doch heiligt ihm der Zweck nicht alle Mittel. „Von Produktion in Billiglohnländern halte ich nichts. Was bringt es uns denn, wenn von Kindern Fußbälle gemacht werden.“



Martin Preusker, 22, fuhr auf seinen häufigen Reisen nach Tschechien oft schon an Roding vorbei. In Prag erfuhr er vom sagenhaften Aufschwung des kleinen Städtchens. Das machte ihn neugierig. **Rainer Kwiotek** ist Zeitspiegel-Fotograf.



meister,
maier,
krause &
kollegen

Ihr gutes Recht

Anwälte

Reinhard Meister

Michael Maier

Rolf Krause

Ulrich Steinacher

Jörg Khöber

Gabriele Maier

Rechtsgebiete

Arbeitsrecht

Familienrecht

Erbrecht

Steuerrecht

Mietrecht

Privates Baurecht

Reiserecht

Strafrecht

Verkehrsrecht

Sozialrecht

Arzthaftungs- und

Medizinrecht

Und hier finden Sie uns

Anwaltskanzlei Meister, Maier, Krause & Kollegen
Bismarckstraße 26 72622 Nürtingen
Fon 0 70 22/97 93-0 Fax 0 70 22/97 93-97
www.kanzlei-meister.de zentrale@kanzlei-meister.de

**„Weckt mich,
wenn es nass wird“**





Auf Hallig Nordstrandischmoor leben 18 Menschen. Kein Supermarkt, kein Arzt, kein Kino, keine Disco. Im Winter sind sie oft für Tage durch das tosende Meer abgeschnitten von der Außenwelt. Trotzdem ist ein Leben auf dem Festland für viele Halligbewohner undenkbar.

● Ruth Hartwig-Kruse wirft den kleinen Dieselmotor der hölzernen Lore an. Sohn Hendrik löst die Bremse und die Sitzbank auf Rädern setzt sich in Bewegung. Sie erklimmt den Deich, den Hänger mit dem Großeinkauf aus dem Supermarkt im Schlepptau. „Jetzt im Winter ist Saison für ‚Landunter‘, dann sind wir auch mal mehrere Wochen lang von der Außenwelt abgeschnitten“, erklärt Ruth die Menge der Lebensmittel. Mit der Lore wird alles auf die dreieinhalb Kilometer vor der Küste liegende Hallig transportiert: Getränke, das neue Sofa bis hin zu den Feriengästen. Hendrik stellt eine Weiche um, bevor es auf einem schmalen Steindamm 15 Minuten mitten durchs Wattenmeer weitergeht. Eis und frischer Schnee verzieren den blanken Meeresboden. Bei Flut liegen die Schienen unter Wasser.

Ruth hat sich dick eingepackt. Unter der blauen Kapuze ihrer Windjacke wehen einige Strähnen der braunen Haare kräftig im eiskalten Westwind. Mit zusammengekniffenen Augen blickt sie direkt in die Sonne. Vor ihr heben sich fünf Häuser auf vier Hügeln vom Horizont ab: Nordstrandischmoor im nordfriesischen Wattenmeer.

Das Watt geht über in Salzwiesen, die von vielen Gräben durchzogen sind. Ruth steuert die Lore zur Neuwarft, dem „Winterbahnhof“. Warften heißen die künstlichen Erdhügel, auf denen die Häuser der Halligbewohner stehen. Hier sind die Loren sicher vor den Fluten der rauen Wintersee. Vor dem grünen Hügel parkt eine kleine, rot-gelbe Lokomotive auf den Schienen. Ein Bild wie aus Lummerland, der Heimat von Jim Knopf.

An der Haltestelle wartet schon Ruths Ehemann Hans-Hermann mit dem Trecker. Er trägt die gleiche blaue Windjacke, eine rosafarbene Schirmmütze und packt die Einkäufe aus der Lore in den Hänger. Der Matsch des Marschbodens spritzt in alle Richtungen, als sie vollbeladen über den einzigen Teerweg zu ihrer Warft im Westen der Hallig fahren. Hier leben Ruth und Hans-Hermann mit den Kindern Ann-Kathrin (9), Hendrik (7) und Erik (6) sowie Ruths Mutter Frieda.

Früher wohnten auf der Hallig über 120 Menschen, heute sind es noch 18. Kein Arzt, kein Supermarkt, nicht mal ein Kiosk. Die einzige Gaststätte hat nur im Sommer geöffnet. Die Tageszeitung kommt mit der Post, im Winter nur dreimal die



Ruth und ihre Tochter Ann-Kathrin auf dem Weg zum Festland: 15 Minuten dauert die Überfahrt mit der Lore.

Woche. Bei „Landunter“ gar nicht. Rund 40 Mal im Jahr läuft die Hallig voll wie eine Suppenschüssel. Einzig die vier Warften ragen dann wie kleine Inseln aus dem tobenden Meer hervor.

„Das läuft alles ganz routiniert ab“, erklärt Ruth. „Tiere in den Stall bringen und die Fenster mit stabilen Luken verrammeln. Und warten, bis das Wasser wieder abfließt.“ Die Schule ist an solchen Tagen nicht erreichbar, frei haben die Kinder trotzdem nicht. Lehrer Erik Lorenzen gibt ihnen telefonisch oder per Email Aufgaben durch, die sie selbständig erledigen können. „Ein todsicher funktionierendes System, die Kinder kennen das nicht anders“, sagt er.

Um sie herum: Nichts als die grüne, feuchte Ebene. Kein Baum, kein Strauch. Nur Schafe.

Es ist noch dunkel, als sich Ann-Kathrin und Hendrik am nächsten Morgen auf den Weg zur Schule machen. „Se to, wi sünd laot an!“, ruft Ann-Kathrin, was soviel heißt wie: „Komm endlich!“ Hendrik rennt die Treppe runter in den Hof und schwingt sich auf sein Fahrrad. Sie rollen die Warft hinab und treten in die Pedale. Immer gegen den schneidenden, salzigen Wind. Um sie herum: Nichts als die grüne, feuchte Ebene. Kein Baum, kein Strauch. Nur Schafe.

Als Ann-Kathrin das Tor zur Schulwarft öffnet, leuchten ihre Wangen in einem kräftigen Rot. Wie die Ohrstecker, die unter ihren beiden Zöpfen hervorblitzen. Die Geschwister lassen ihre morastigen Schuhe im Flur, ihre Jacken hängen einsam an der Garderobe. Stille. Keine Freundin stürmt auf Ann-Kathrin zu, als sie das kleine Klassenzimmer betritt. Nur Lehrer Lorenzen begrüßt sie. Ann-Kathrin ist die dritte Klasse. Hendrik – die zweite – sitzt ihr schräg gegenüber. Die Wände sind mit Kinderfotos und selbst gemalten Bildern verziert. Lorenzen setzt sich in einen weißen Lehnstuhl, schlägt seine Beine übereinander und ein Buch auf. Hendrik steht neben ihm, Ann-Kathrin kniet auf einem Ledersessel und schaut ihrem Lehrer über die Schulter. Lorenzen rückt seine Brille zurecht und trägt mit tiefer Stimme ein Gedicht des Helgoländers James Krüss vor. Mit seinen kurzen grauen Haaren, dem Vollbart und den buschigen Augenbrauen erinnert er an einen Märchenonkel.

Die Schule ist sein Zuhause. Turnunterricht findet auf blauen Matten nebenan statt. Im Wohnzimmer. Im Sommer spielen sie, mit den Kindern der Feriengäste draußen Fußball. Für Hendrik beginnt der Unterricht mit Mathe. Lorenzen geht mit ihm die Hausaufgaben durch. Er stößt sich mit seinem Sessel ab und rollt von der zweiten in die dritte Klasse, wo Ann-Kathrin bereits mit ihrem Deutschheft wartet. Lorenzen erklärt ihr die Silbentrennung. „Die Einzelbetreuung ist ein großer Vorteil unserer Schule, bei Defiziten passe ich den Lehrplan an.“

Keine Glocke klingelt zur Pause. Hendrik blickt verträumt aus dem Fenster. Lorenzen sieht es und ermahnt ihn. Überraschungs-Mathetest. Abschreiben kann er nicht. „Ich hab noch



was vergessen“, ruft Hendrik, als Lorenzen den Zettel an sich nehmen will. „Mein Name steht nicht drauf.“ Lorenzen lacht. „Na, das kann ich wohl gerade noch auseinanderhalten.“

Die Schule auf Nordstrandischmoor ist Grund- und Hauptschule. Das nächste Gymnasium liegt auf dem Festland. „Entweder müssen die Kinder mit zehn Jahren weg von den Eltern auf ein teures Internat oder die Familien ziehen ganz aufs Festland. Aber gerade für den Küstenschutz und den Tourismus brauchen wir junge Menschen hier“, erklärt Lorenzen, warum das Land Schleswig-Holstein die Halligschulen trotz der vergleichsweise hohen Kosten unterstützt. Ein Schüler pro Klasse – auf dem Festland sind es oft über 30.

„Auf dem Festland wäre es nicht gut gegangen, meine Frau kann man nicht verpflanzen.“

Viermal im Jahr wird das Klassenzimmer komplett geräumt, wenn der Pastor von Nordstrand zum Gottesdienst auf die Hallig kommt. Immer einen Tag nach dem eigentlichen Feiertag. Statt der drei Tische stehen dann Bänke im Zimmer, das Lehrerpult dient als Altar. Früher gab es eine eigene Kirche, doch der „Blanke Hans“, wie die stürmische Nordsee genannt wird, hat sie schon vier Mal zerstört.

Inzwischen hat sich Hans-Hermann für die Arbeit umgezogen: Blaumann, Weste und Gummistiefel. Wie alle männlichen Halligbewohner außer Lehrer Lorenzen ist er beim Amt für ländliche Räume (ALR) im Küstenschutz angestellt. Bevor er vor elf Jahren seine Frau kennenlernte, arbeitete er als Verkäufer in einem Baumarkt auf dem Festland. Große Überlegungen, wer zu wem zieht, gab es nicht: „Auf dem Festland wäre es nicht gut gegangen, meine Frau kann man nicht verpflanzen.“ Schnell blickt er zu Ruth, ein ironisches Lächeln zwinkert um seine Augen. „Also musste ich umschulen, wegen der Gezeiten konnte ich morgens nicht mehr pünktlich im Laden stehen.“

Als Hans-Hermann über den tiefen, feuchten Marschboden auf die Nordseite der Hallig geht, ist er nicht allein. Sein Stiefsohn Nommen hat seinen ersten Arbeitstag beim ALR, die Lehre zum Wasserbauer hat er letzte Woche in Koblenz abgeschlossen. Heute kümmern sich die Männer um einen „Igel“: einen Steinwall, der die Hallig schützen soll, vom Meer abgetragen zu werden. „Das ist eine typische Winterarbeit, im Sommer sind wir viel mit den Booten draußen, um an den Lahnungen zu arbeiten“, erklärt Vorarbeiter Gerd-Walter Siefert, der heute mit Nommen in einem Team arbeitet. Eine Lahnung besteht aus zwei Pfahlreihen, zwischen die Bündel aus Stroh, Ästen und Reisig gestopft werden. Wenn das Meer bei Ebbe abfließt, bleibt Schlick zurück. Der Meeresboden wächst und wird irgendwann zu Land. Über vier Millionen Euro investiert das Land pro Jahr in den Halligschutz. Viel Geld für Gebiete, denen angesichts steigender Meeresspiegel wenig Zukunftschancen eingeräumt

werden. Aber die Halligen dienen als Wellenbrecher. „Ohne sie wären die Sturmflutschäden auf dem Festland sehr viel gravierender“, sagt Bernd Probst vom Umweltministerium. „Außerdem gehören sie zu unserer Kulturlandschaft. Wir hoffen, dass wir den Verlust der Halligen verhindern oder zumindest hinauszögern können.“

„Es ist wichtig, die äußere Angebotsarmut durch inneren Reichtum zu ersetzen. Sonst leidet man wie ein Hund.“

Die Männer wärmen sich am kleinen Ofen ihres Pausenwagens. Sechs Thermoskannen – mit Tee – ohne Schuss. „Klön-schnack“. Über Autos und ihre technischen Macken. Die Männer kennen sich gut, es wird gestichelt – auf Platt. Auf der Hallig ist der Boden feucht und der Humor trocken. Eine Stechuhr gibt es nicht, nur ein festes Pensum, das die Arbeiter am Tag schaffen sollten. Nach der Pause schleppen sie wieder die bis zu einem Zentner schweren Steine an die richtige Stelle auf dem Kieshügel und setzen sie nebeneinander. „Ein bisschen wie bei einem Puzzle“, sagt Hans-Hermann, als er einen Stein mit einem Hammer tiefer ins Kiesbett treibt. Er weiß die Knochenarbeit zu schätzen: „Das ist das Schöne: Wir verdienen Geld und schützen gleichzeitig unseren Lebensraum.“

Auch Nommen sieht zufrieden aus: „Ich wollte auf jeden Fall zurück auf die Hallig. Ich brauche keinen Trubel, mein Bier trinke ich lieber allein zu Hause.“ Der 18-Jährige schaut kurz von seiner Arbeit auf. Am Horizont auf dem Festland stehen Dutzende Windräder wie Spargel nebeneinander. „Hier gibt es Wind, Wasser und Freiheit. Hier gehöre ich hin.“ Nommen lacht und schnappt sich den nächsten Stein.

Noch wohnt Nommen mit seiner Freundin Michaela und den zwei Kindern auf dem Festland, doch sie planen, das Haus neben Ruth und Hans-Hermann zu mieten: „Der Nachbar geht bald in Rente und zieht wohl weg.“ Michaela steht dann vor einem typischen Hallig-Problem: Im Gegensatz zu Nommen hat sie keine feste Aufgabe. Es gibt keine Lehrstellen und regelmäßig aufs Festland kommt sie nicht. Sie überlegt, Fernabitur zu machen. Viele ihrer Freunde verstehen nicht, warum sie ausgerechnet auf eine Hallig zieht. Sie ist an der Ostsee aufgewachsen und braucht das Meer und die Ruhe. In einer Stadt leben könne sie nie.

Über mangelnde Beschäftigung kann Ruth nicht klagen. Sie kümmert sich um die Vermietung der zwei Ferienwohnungen und den kleinen Hof. „Langeweile kenne ich nicht.“ Die robuste Frau sammelt die Eier der zwölf Hühner ein und lässt das Pony und die Schafe auf die Salzwiesen, um den kleinen Stall auszumisten. „Als Halligfrau lernt man früh, sich durchzusetzen und alles selbst zu machen“, sagt die gelernte Tischlerin.



Abschreiben unmöglich – Lehrer Erik Lorenzen hat für jeden Schüler ein Auge.

Ihre große Ferienwohnung ist an nur rund hundert Tagen im Jahr belegt, die kleine noch seltener. „Im Sommer könnten wir sie dreifach vermieten, aber nach den Herbstferien wird es ruhig. Dann bleibt Zeit für Papierkram oder Renovierungen. Dinge, die wir im Sommer einfach nicht schaffen.“ Ruth streichelt kurz Pudelmischling Benni. Salz, Wind und Wasser haben sein Fell in Rastalocken verwandelt; zweimal im Jahr wird er geschoren.

Ein Moped nähert sich der Warft. Die Post. Wenig später steht August Glienke auf dem Hof. Im Sommer fährt er jeden Tag mit seiner Lore aufs Festland, holt sein Auto aus der Garage



und die Briefe aus Nordstrand. Ein Postzimmer gibt es nicht auf seiner Warft, nur ein gelber Briefkasten hängt einsam am Zaun. Aufschrift: „Leerung tideabhängig.“ Glienke hat noch zwei weitere Jobs: Für den Küstenschutz vertreibt er die Maulwürfe von den Deichen und im Sommer ist er Wirt des „Halligkrogs“, der einzigen Gaststätte auf Nordstrandischmoor. Insgesamt kommen im Jahr 25.000 Tagesgäste auf die Hallig, bei Ebbe die Wattwanderer, bei Hochwasser die Touristen mit dem Schiff. Im Juli und August beschäftigt Glienke sogar zwei Aushilfen, um die Massen mit Fischspezialitäten, selbstgebackenem Kuchen und landestypischen Getränken zu versorgen: Die heißen hier

„Pharisäer“ und „Tote Tante“ und enthalten ordentlich Rum. Im Herbst und Winter genießt er die Ruhe und öffnet nur nach Anmeldung.

Lehrer Lorenzen faszinieren im Winter besonders die Stürme: „Nur dann spüre ich die elementare Wucht der Natur. Das Existentielle.“ Als der Junggeselle den Unterricht für heute beendet, bleibt er allein zurück. Viele Menschen könnten in dieser „vermeintlichen Einöde“ nicht leben, weil man hier auf sich selbst zurückgeworfen werde, glaubt er. „Es ist wichtig, die äußere Angebotsarmut durch inneren Reichtum zu erset-



Um die Hallig zu schützen, müssen zentnerschwere Steine bewegt werden.

zen, sonst leidet man wie ein Hund. Daher sind gerade auch die Kinder hier sehr bodenständig. Auf der Hallig ist kein Platz für Traumtänzer und Schaumschläger.“

Ein Grund mehr, warum die Gemeinschaft stabil sein sollte. Früher, als die Landwirtschaft noch hauptberuflich betrieben wurde, war sie überlebenswichtig, jeder brauchte den anderen für die Ernte. Der Tourismus hat dafür gesorgt, dass die Bewohner auch ohne gegenseitige Hilfe auskommen können. Drüben auf Hallig Hooge sei sogar richtiges Konkurrenzdenken aufgekommen, sagen fast alle Bewohner von Nordstrandischmoor. Und erwähnen, dass bei ihnen an Geburtstagen stets die ganze Hallig eingeladen sei. „Früher gab es noch einen Strickclub und eine Skatrunde, doch das ist ein wenig eingeschlafen, seit der neue Damm 2001 fertig geworden ist“, erklärt Hans-Hermann, als er mit dreckigen Gummistiefeln am frühen Nachmittag nach Hause geht. „Jetzt kommt man schneller aufs Festland, wo jeder Bekannte hat und seinen Hobbys nachgeht. Ich sehe meine Nachbarn ja schon bei der Arbeit acht Stunden lang, da müssen wir uns abends nicht noch zum Bier treffen.“

Als er zu Hause ankommt, sind Ruth und die Kinder schon weg. Auf's Festland. Dort holt Ruth den kleinen Bus aus ihrer Garage. Vorne liegen Kassetten von Käpt'n Blaubär: Seemannsgarn. Ruth gibt mächtig Gas, um Ann-Kathrin und Hendrik pünktlich bei den Pfadfindern abzusetzen. Die Eltern finden es wichtig, dass ihre Kinder auch Umgang mit anderen Kindern haben. Sie fahren aufs Festland, so oft es Wetter und Gezeiten zulassen. Doch im Winter müssen die Kinder oft Abstriche machen. Ann-Kathrin verzieht das Gesicht: „Ich konnte von November bis Mitte Januar kein einziges Mal zum Ballett, weil ausgerechnet dienstags immer ‚Landunter‘ war.“

Auch die Bescherung letztes Weihnachten wäre fast ins Wasser gefallen. „Wenn ich mal aufs Festland kam, hatte ich immer mindestens ein Kind dabei. Am Schluss blieb mir kaum Zeit zum Geschenke kaufen, da habe ich einfach zugriffen.“ Genau diese Unberechenbarkeit fasziniert Ruth: „Hier gibt die Natur den Terminkalender vor. Wir leben die Jahreszeiten ganz bewusst.“ Man dürfe das Meer nicht als Feind sehen.



Der Spielplatz der Kinder liegt direkt vor der Haustür.

Am Abend sitzt die ganze Familie am Tisch zusammen. Sie plant ihr gemeinsames Wochenende: Kino in Husum. „Im Winter muss man seinen inneren Schweinehund überwinden und sich auch bei Regen und Kälte aufraffen, um den Kindern Abwechslung zu bieten“, sagt Hans-Hermann.

Auch Ruths Mutter Frieda ist aus ihrer Parterre-Wohnung hochgekommen. Sie sieht wesentlich jünger aus als ihre 79 Jahre und hat ihr ganzes Leben auf der Hallig verbracht. Bis in die 70er Jahre noch ohne Strom und Wasserleitung. Dafür mit starken Sturmfluten. „Am grausigsten war die Flut von 1936. Die Wellen haben Teile der Warft weggerissen, die Haustür eingeschlagen und die Möbel ruiniert. Unsere Tiere standen bis zum Bauch im Wasser. Dadurch sind sie krank geworden und gestorben.“ Ein Schock für die Familie sei das gewesen, die damals komplett von den Einnahmen aus der Viehhaltung lebte.

Trotz allem: Nur einmal hatte Oma Frieda die Nase voll vom Halligleben: „1976 hat die Flut die Tapeten von den Wänden gerissen, Wasser und Schlick haben alles ruiniert. Da dachte ich kurz: Ich gehe.“ Doch sie ist geblieben. Wenn der Wetterbericht eine schwere Sturmflut vorhersagt, bleibt sie wach. Wie beim Orkantief Kyrill im Januar. Doch irgendwann hatte Frieda keine Lust mehr zu warten. „Ich geh' jetzt schlafen“, sagte sie zu ihrer Tochter, „weckt mich, wenn es nass wird.“ Doch der Blanke Hans war diesmal gnädig. Es gab nur ein „harmloses Landunter“: Vier kleine, grüne Inseln im weiten Meer.



Christian Schnorr, 29, (rechts) hat sich vor seinem Aufenthalt auf Nordstrandischmoor für sechs Tage mit Verpflegung eingedeckt. Inklusiv einer Flasche Küstennebel, dem typisch nordfriesischen Anislikör. Für den Notfall. Der trat aber zum Glück nie ein.

Lukas Coch, 26, ist Zeitspiegel-Fotograf.



4 Gründe für famose Feiern

In der Provinz werden Sitten und Gebräuche noch entsprechend gewürdigt.

Wir haben die vier schönsten, kuriosesten und ausgefallensten Feste einmal näher betrachtet.

Jeden Ostermontag findet in Schönecken in der Eifel die Eierlage statt, einer der kuriosesten Osterbräuche Europas. Seit mehr als 300 Jahren treten dabei ein sogenannter Läufer und ein Raffer aus dem örtlichen Junggesellenverein gegeneinander an. Der Läufer rennt in den Nachbarort und zurück, während der Raffer 104 Eier einsammelt, die eine Elle voneinander entfernt in einer Spur aus Sägemehl liegen. Dabei darf er jeweils nur ein Ei aufnehmen und muss es in einen Korb an der Startlinie zurückbringen. Wer zuerst seine Aufgabe erfüllt hat, gewinnt. Keine Jungfrau, aber eine goldene Uhr. Am nächsten Tag trifft sich der Verein, um die Eier zu verwerten. Ob als Omelett oder Eierpunsch, bleibt Vereinsgeheimnis. Nächster Termin: 24. März 2008.

Boßeln ist friesischer Volkssport pur, bei dem zwei Mannschaften versuchen, eine Kugel weiter zu schleudern als die andere. Nie auf tristen Sandplätzen, sondern auf Straßen und Wiesen. Weil so etwas auf Dauer eintönig wird, kippt man nach jeder Aktion landestypische Getränke wie Küstennebel oder Wattenlöper. Ob Sieger oder Verlierer – am Ziel sind alle lattenstramm. Bei seriösen Boßelern geht es dagegen um echte Titel in den Disziplinen Klootschießen, Hollandkugel, Gummi- und

Holzboßeln. Deutsche Boßel-Meisterschaft am 18. und 19. Mai 2007 im holsteinischen Wilster.

In Perlesreut gründete Anton Bogenstätter 1893 die erste Schnupftabakfabrik im Bayrischen Wald. Folglich feiert man dort jeden Sommer das Schmalzlerfest, bei dem Männer fünf Gramm und Frauen drei Gramm „braunes Gold“ restlos und in Windeseile inhalieren müssen. Sogar in der Staffel wird um die Wette geschnüffelt. Insider bezeichnen das Festival wegen der gnadenlosen Blasmusik auch als „Monsters of Rock“ der Volksmusik. Vom 20. Juli bis 23. Juli 2007.

Wer viele junge Frauen mit gerafften Röcken über ein Feld rennen sieht, den hat es wahrscheinlich nach Markgröningen in Baden-Württemberg verschlagen. Immer im August feiert man dort ein mehrtägiges Fest, bei dem Schäfer und die Töchter von Schäfern über ein 300 Schritt langes Stoppelfeld rennen. Barfuß. Damit auch die blutdurstige Menge was davon hat. Die beiden Schnellsten werden mit einem Schäfertanz geehrt. Nächster Schäferlauf 24. – 27. August 2007.

Text: Christian Schnohr; Foto: dpa



Der Kuhstall als Therapieraum: Weg mit dem Dreck!

Ausmisten

Landluft und harte Arbeit sollen Ex-Junkies fit machen für die Rückkehr in ein normales Leben. Benjamin Gronostay, 27, lebt seit sieben Monaten bei Familie Wenz auf dem Weidenhof und spürt die Heilkraft der Provinz.



Melken im Morgengrauen: Am Anfang der Horror, heute ein Glücksmoment

● Benjamin steckt mitten in der Scheiße. Mit einem breiten Holzbesen schiebt er sie an den Rand des Kuhstalls. Dann tauscht er den Besen gegen eine Schaufel und verteilt den Kuhmist gleichmäßig im Auffangtrog. Mit seinem gelben, verdreckten Arbeitshandschuh schiebt er sich eine Haarsträhne aus der Stirn. „Das ist echt Knochenarbeit“, sagt er.

Seit sieben Monaten wohnt und arbeitet der Ex-Junkie Benjamin Gronostay, 27, auf dem Hof der Familie Wenz in Dettenheim, einem Dorf mit sechseinhalbtausend Einwohnern nahe Karlsruhe. Lohn bekommt er keinen. Er macht eine Therapie. Benjamin war drogensüchtig. Hier in der Provinz trainiert er für seinen Wiedereinstieg in ein normales Leben. „Therapie auf dem Bauernhof“ (TAB) heißt das Programm. Fünfzehn Höfe nehmen teil. Einen Patienten nimmt jede Bauernfamilie für neun Monate auf.

Jeden Tag um sechs Uhr klingelt Benjamins Wecker. Auch sonntags, denn die 140 Kühe kennen kein Wochenende. Er quält sich aus dem Bett und schlüpft in die Arbeitsklamotten: blaue Hose, Sweatshirt, dunkelgrüne Daunenweste, gelbe Gummistiefel mit Stahlkappen. „Die braucht man unbedingt. Wenn dir eine Kuh auf den Zehen rumtrampelt, ist das schmerzhaft“, sagt er. Seine blonden, schulterlangen Haare nimmt er mit einer Hand zusammen und schiebt sie durch seine Baseballkappe. Seine Augen sind vom Schlaf noch geschwollen. Draußen ist es dunkel. „Wenn mir das früher jemand gesagt hätte, dass ich mal um sechs Uhr morgens zum Kühemelken aufstehe ...“ Er schüttelt den Kopf und lacht. Benjamin spricht schwäbisch und lacht oft.

Drüben, in der Melkkammer, wartet Reinhard Wenz. „Morgen, Chef“, brummt Benjamin. Er treibt eine Kuh nach der an-

deren in die Melkkammer, immer fünf links und fünf rechts. Ihre Kiefer mahlen, sie schnauben lautstark aus ihren großen Nüstern. Ihre Körper wiegen beim Gehen sanft hin und her. „Auf, hopp“, sagt er und gibt einer Kuh einen Klaps. „Komm, Silvia, auf! Ludwig, was machst du denn da? Auf, Großer, hopp!“ Die Namen seiner Lieblingskühe kennt er alle. Das Melken finde er am schönsten, sagt er, das Euter fühle sich gut an, die weiche Haut habe ganz zarte Härchen drauf. Benjamin klopft einer Kuh aufs Hinterteil. „Die hier darf heute Autofahren. Das bedeutet Schlachthof. Das ist halt so.“ Er zuckt mit den Schultern. Draußen geht die Sonne auf.

Kevin, Benjamins Schäferhund, wartet ungeduldig auf sein Herrchen. Er trägt einen Stock hinter ihm her. Aber noch ist keine Zeit zum Spielen. Die Kälber müssen gefüttert werden. Am unteren Rand einer weißen Plastiktonne sind zehn Gummisauger angebracht. Benjamin füllt die Milch aus einer metallenen Milchkanne hinein, sofort scharen sich viele hungrige Mäuler um ihn und stoßen gierig gegen die Tonne. Benjamin hilft ihnen, den Sauger in das Maul zu bekommen. „Die Kleinen sind wie Teddys“, sagt er und streichelt eines der Kälbchen. „Das hier ist gerade mal fünf Tage alt. Bei vielen Geburten war ich schon dabei. Bei den beiden hier zum Beispiel, die sind Zwillingenbrüder.“

Dass Benjamin seinen Hund mit auf den Bauernhof bringen konnte, war für ihn entscheidend. Kevin darf zwar nicht ins Haus, dafür kann er den ganzen Tag herumrennen. „Meine ersten Tage hier waren der Horror“, erinnert sich Benjamin. „Vierzig Grad im Schatten und wir mussten Heu einholen. Ich war voll auf Entzug. Ich dache, das schaffe ich nie.“ Benjamin schüttelt den Kopf. „Vom Methadon kommt man nur sehr langsam runter, das dauert Monate. Ich war mies drauf, die Viecher



Benjamin ist Teil der Familie geworden. Gemeinsames Essen festigt die Gemeinschaft.

haben mich genervt.“ Dann lacht er wieder. „Aber von Mal zu Mal sind sie mir sympathischer geworden.“ Er hat inzwischen eine Lieblingskuh, die er Pünktchen nennt.

„Vier Jahre lang war ich auf Heroin, zwei auf Crack. Wenn du an der Nadel hängst, bestimmt irgendwann der Stoff dein ganzes Leben.“

Halb neun, endlich Zeit für die erste Zigarette. In der Garage hat er Tabak deponiert, er stopft seine Zigaretten selber. „Das hab ich im Knast gelernt, dort stopfen alle selbst“, sagt er. Zwei Jahre ist er gesessen, mit 20 wurde er verknackt. Drogenhandel. Drei Tätowierungen hat er als Erinnerung an die Zeit im Gefängnis behalten. „Das sind Knast-Tattoos“, sagt er, „die machen die da drin mit Ruß und Rasierklingen.“ Am Handgelenk sieht man ein Muster, Tribal genannt. Ein Skorpion kriecht über seinen linken Oberarm, mit rotem Giftstachel. Außen am rechten Unterschenkel steht mit gotischen Buchstaben „toxic“, giftig. Beides Symbole für die Droge. „Vier Jahre lang war ich auf Heroin, zwei auf Crack. Wenn du an der Nadel hängst, rennst du irgendwann nur noch dem Stoff hinterher, er bestimmt dein ganzes Leben.“

Jetzt bestimmen die Kühe seinen Alltag. Nach dem Melken ist Frühstück angesagt. In der gemütlichen Wohnküche der Familie Wenz treffen sich Reinhard und Karin, die Chefs, André, der brasilianische Arbeiter, und, wenn Sonntag ist, die fünf Kinder der Familie. Sie sind zwischen neun und siebzehn Jahre alt. Frischer Kaffee, Brötchen, Marmelade, gelb-rote Tulpen in einer Vase. An der Wand hängen zahllose Fotos. Zwischen Hoch-

zeitsbildern und Familienportraits hängt, säuberlich gerahmt, Benjamin in blauen Latzhosen. Er lehnt an einem Traktor, Kevin sitzt an seiner Seite. Im Vergleich zu heute sieht er aufgequollen und bleich aus. „Da ging es mir noch total beschissen“, sagt Benjamin. Er lacht.

„Im Moment ist es hier das Beste für mich. Nur ein Auto fehlt mir. Aber ich hab sowieso keinen Führerschein. Früher bin ich ja lieber geflogen als gefahren.“ Er grinst und bestreicht sich eine Scheibe Brot mit Marmelade. „Die Therapie würde in der Großstadt nicht funktionieren. Wenn ich schlecht drauf bin und mir der Falsche über den Weg läuft, bin ich schnell wieder beim Stoff. Das kann mir hier nicht passieren. Die Kühe brauchen mich jeden Tag, egal, ob ich Bock hab oder nicht. Ich kann sie nicht vernachlässigen, sie können ja nichts dafür.“ Er gießt Milch in seinen Kaffee, gerade frisch gemolken, und nippt daran. „Das Ganze ist ein Balanceakt“, sagt er. „Wenn ich an meinem freien Wochenende zuhause in Schwäbisch Hall bin, sehe ich überall User oder Dealer“, sagt Benjamin. „Ich erkenne sie sofort. An den Augen, an den Bewegungen, sogar an den Klamotten.“

An seinen freien Wochenenden, zweimal im Monat, fährt Benjamin zu seiner Mutter und ihrem neuen Mann nach Schwäbisch Hall. Das Fahrgeld zahlt er von seinen 130 Euro, die er jeden Monat vom Staat bekommt. „Ich brauch nicht viel“, sagt er. „Hundefutter, Tabak und die Fahrkarten. Kost und Unterkunft habe ich hier ja umsonst.“ Die Wochenenden bei seiner Familie sind ihm wichtig. Seine Mutter und der Stiefvater, sagt er, seien die Einzigen, die immer zu ihm gehalten hätten. „Als Jugendlicher zählt nur die Clique, die Eltern lässt man links liegen. Aber wenn man im Knast sitzt, sind die Freunde schnell weg.“ Benjamin zögert. „Ich hab gemerkt, dass meine Eltern halt meine Leut‘ sind.“



„Püñkchen“ hat er seine Lieblingskuh genannt. Früher haben ihn die Viecher nur genervt.

Das Frühstück ist beendet, Reinhard Wenz treibt Benjamin an, in den Stall zu gehen. Die unbeliebteste Arbeit ist angesagt: Futter muss bei den Kühen verteilt und der Stall gereinigt werden. Benjamin steht seufzend auf, schiebt seinen Stuhl an den Tisch und räumt das Geschirr in die Küche. „Das Futter-schaufeln ist anstrengend“, sagt er und schlüpft in die gelben Arbeitstiefel. Dafür, dass Benjamin bei ihnen therapiert wird, bekommt Familie Wenz kein Geld. Nur seine Arbeitskraft.

Benjamin wirft die Maschine an, die den Stallboden reinigt. Eine Blechleiste wird von einem Drahtseil automatisch über den Stallboden gezogen und säubert die Boxen vom Kuhmist. Er schiebt die Kühe aus dem Weg und schaufelt zu dicke Klumpen zur Seite. Die Hanteln, die er mitgebracht hat, hat er noch kein einziges Mal benutzt. „Die körperliche Arbeit tut mir gut“, sagt er. „Es ist wichtig, dass ich keine Zeit habe, Blödsinn zu machen. Sogar die fünf Minuten für eine Zigarette muss ich mir erst verdienen.“

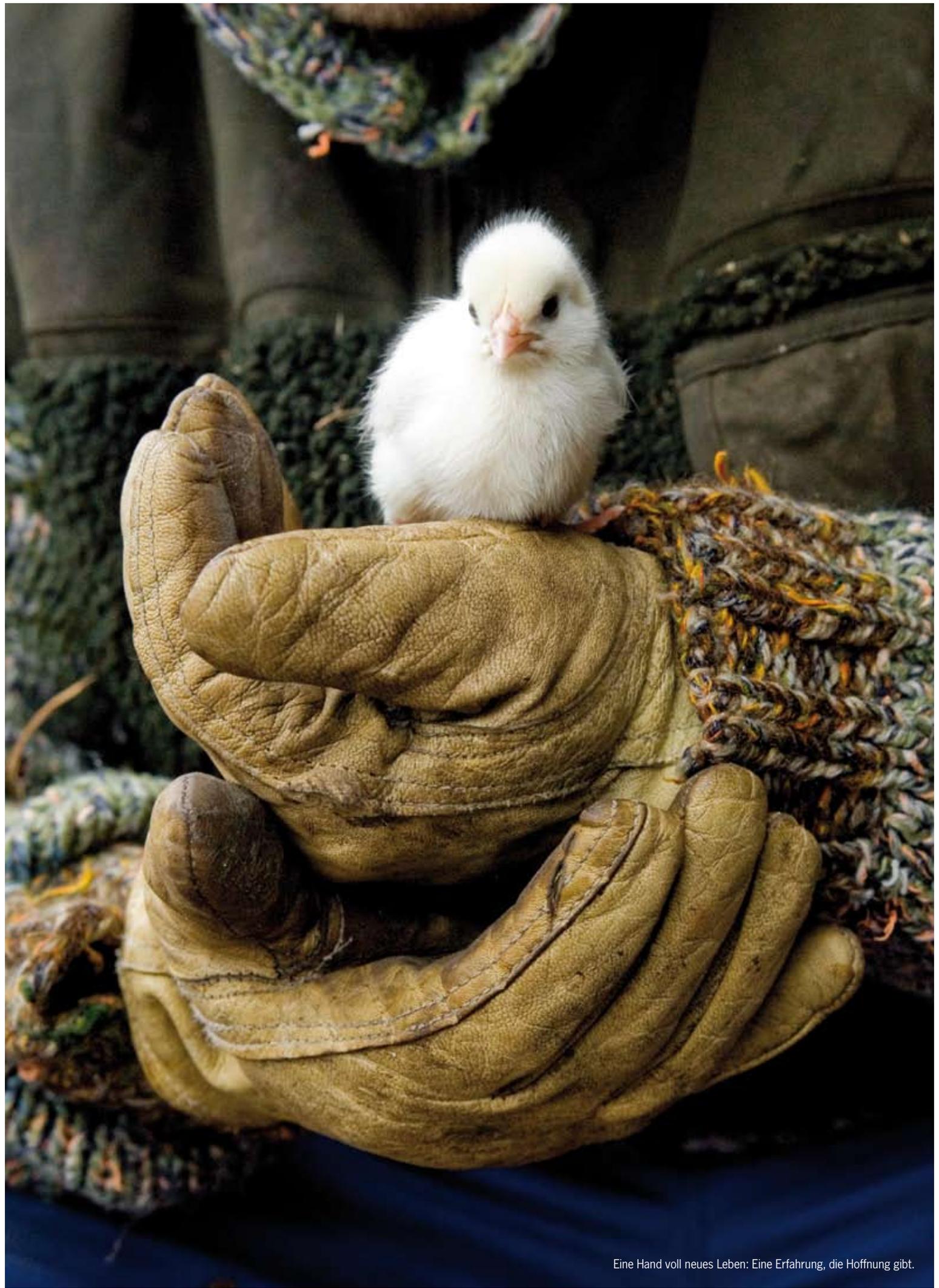
Draußen, bei der Garage, zieht er die Arbeitshandschuhe aus und gönnt sich die zweite Rauchpause. Ein großer, weißer Metalleimer ist bis knapp unter den Rand mit Zigarettenstummeln gefüllt. „Als ich vor sieben Monaten ankam, war der Eimer leer“, sagt Benjamin. Er lacht und spielt mit dem Piercing in seiner Zunge. Kevin kommt angerannt und wirft Benjamin fiegend seinen Stock vor die Füße. Seit vier Jahren weicht er nicht mehr von Benjamins Seite. Auch während der harten Drogenzeiten war er dabei, als sein Herrchen in Frankfurt und Karlsruhe herumzog. „Zum Glück kann der Hund nicht reden“, sagt Benjamin.

Er lacht, dann zieht er nachdenklich an seiner Selbstgestopften. „Ich hatte das, was man eine klassische Drogenkar-

riere nennt“, sagt er. „Haschisch, Ekstasy, Speed, Koks, Heroin, Crack, die ganze Palette. Ich hab mit dreizehn, vierzehn zu kiffen begonnen. Ich war neugierig und wollte Spaß, Party von früh bis spät. Zum Schluss brauchte ich mindestens zwei bis drei Gramm Heroin am Tag, hatte kaum noch Adern.“ Er zeigt seinen Unterarm, eine seiner Adern ist eine „Autobahn“, viele vernarbte Einstiche nebeneinander. „Irgendwann habe ich gemerkt, dass es so nicht weitergeht. Ich hab den Stoff gebraucht, hab nix mehr gespürt, kein Hochgefühl mehr.“

Nach einer Entgiftung war er zwei Monate clean. Und planlos. Als er an der Bushaltestelle saß, zuhause in Schwäbisch Hall, fuhr ein blauer Audi an ihm vorbei. Das Auto von Bernd Dreger, dem Mann, der „TAB“ vor zehn Jahren aufbaute. Darauf war ein Aufkleber mit der Homepageadresse. Er bewarb sich und stellte sich bei Bernd Dreger vor. Der möchte seine Patienten genau kennenlernen, bevor er sie zur Therapie auf dem Bauernhof akzeptiert. Er prüft, ob jemand sich einlassen kann, ob er bereit ist mitzuarbeiten. Die Durchhaltequote ist nicht schlecht. Weniger als 20 Prozent brechen vorzeitig ab. Benjamin erfüllte die Voraussetzungen und kam nur wenige Wochen später zu den Wenz auf den Weidenhof. „Die Therapie hilft mir“, sagt er, „wenn’s mir heute schlecht geht, dann denk ich: ‚Den nächsten Tag, den krieg ich auch noch ohne Drogen rum‘.“

Punkt ein Uhr ist Mittagessen. Karin Wenz hat für alle gekocht, es gibt verschiedene Quiche-Sorten. Reinhard Wenz spricht das Tischgebet. Alle fassen sich an den Händen und sagen: „Fröhlich sei das Mittagessen, guten Appetit.“ Benjamin sitzt zwischen seinen Chefs, Karin und Reinhard. „Wir hatten am Anfang schon Angst“, sagt Karin Wenz, „wir dachten, Benjamin könnte schlechten Einfluss auf unsere Kinder haben.“ Doch Therapeut Bernd Dreger hat diese Sorgen zerstreut. „Er



Eine Hand voll neues Leben: Eine Erfahrung, die Hoffnung gibt.



Besuch des Therapeuten: Gespräche über Stress, Schnupfen und Federvieh

machte uns klar, dass Benjamin als Ex-User eher ein abschreckendes Beispiel sein würde.“ Sie würden wieder einen Patienten aufnehmen, sagen die Wenzens.

Drei Mädchen, 15, 16 und 17, und zwei Buben, 9 und 13, haben die Wenzens. Inzwischen herrscht ein geschwisterliches Verhältnis zwischen den Kindern und Benjamin – mit allen Vor- und Nachteilen. Die beiden Jungs interessieren sich vor allem für seinen PC, die Mädchen und er meiden sich oder necken einander. „Manchmal denke ich, Benjamin holt gerade seine Pubertät nach“, sagt Karin Wenz.

Neben der Stallarbeit hilft Benjamin auch Karin Wenz im Haushalt – Bügeln, Staubsaugen, Backen. „Ich habe in den ersten Wochen oft Herrn Dreger angerufen und ihn gebeten, Benjamin wieder abzuholen“, sagt Karin Wenz. „Benjamin diskutiert ständig, ob eine Arbeit wirklich nötig ist oder nicht. Das ist anstrengend. Manchmal bringt uns das aber auch nach vorn, hält uns den Spiegel vor. Er zeigt uns, dass wir Dinge vereinfachen können.“ Trotzdem glaubt sie, dass er für einen „normalen“ Job noch nicht reif sei. „Er kann sich noch nicht genügend zurücknehmen und einfügen, würde versuchen auszubrechen.“ Reinhard Wenz sieht aber auch Fortschritte: „Der kann schon was.“



Spieleabend am Küchentisch: Es wird geschummelt, gelacht – und nicht getrunken.

Es krachte oft zwischen Benjamin und den Wenzens. Kurz nach Weihnachten liehen sich André und er das Auto vom Chef und fuhren in die Disco, ein paar Dörfer weiter. „Ich war kurz davor, wieder was zu nehmen. Ich glaube, die nächsten fünf Jahre sollte ich lieber in keine Disco gehen.“ Um drei Uhr morgens standen sie völlig betrunken vor der Tür. „Es gab Megazoff“, sagt Benjamin. An Silvester blieb er freiwillig zuhause.

Nach der Mittagspause kommt Bernd Dreger zum wöchentlichen Therapiegespräch. Er ist Angestellter beim Baden-Württembergischen Landesverband für Prävention und Rehabilitation und leitet „TAB“. Sie ziehen sich dazu in Benjamins Zimmer zurück, das nur ihm allein gehört. Korkboden, ein weißes Metallbett, türkise Stoffvorhänge. Benjamin hat einen PC mitgebracht, er verbringt jede freie Minute vor dem Gerät. Über seinem Schreibtisch lacht seine Mutter von einem goldgerahmten Foto. „Der praktische Landwirt“ ist auf einem Buchrücken zu lesen. Die Wände hat er mit großen, quadratischen Tüchern behängt, die mit Ornamenten gemustert sind. Benjamin sitzt auf einem niedrigen Sessel in der Ecke, Bernd Dreger ihm gegenüber auf dem Schreibtischstuhl.

„Vielleicht werde ich später auch in die Drogenarbeit gehen. Einem Ex-Junkie kann kein Patient was vormachen.“

Er zieht einen Bogen Briefpapier aus seinen Unterlagen und reicht ihn Benjamin. Skeptisch liest er das Dokument, ein Schreiben vom Gericht. Auf einmal reißt er die Arme in die Höhe und jubelt vor Freude. Seine Bewährung wurde aufgehoben.

ben. Er ist jetzt ein freier Mann. „Das erste Mal seit ich achtzehn bin“, sagt Benjamin und jubelt wieder. „Natürlich ist das eine gute Sache“, sagt Bernd Dreger. „Aber auf der anderen Seite ist es schwieriger, sich nichts zu Schulden kommen zu lassen, wenn man keinen Druck mehr hat. Wenn man wieder frei ist.“

Benjamin möchte dieses Wochenende nach Hause fahren, Bernd Dreger hat nichts dagegen. Doch er soll endlich seine Bewerbung losschicken, ermahnt er ihn. Benjamin möchte sich in der Nähe von Dresden für eine Lehrstelle zum Tierwirt bewerben. „Kuhflüsterer“, sagt Benjamin. Auch den Antrag auf Weiterzahlung der staatlichen Hilfe soll er endlich ausfüllen und abschicken. Er bekommt sonst kein Geld mehr, wenn er sich nicht rechtzeitig darum kümmert. „Der Antrag liegt jetzt schon zwei oder drei Wochen rum“, sagt Bernd Dreger, „du musst schauen, dass du in die Hufe kommst.“ Benjamin nickt betreten. „Ich hab' s vergessen, aber ich mach das schon. Ich nehm die ganzen Papiere mit zu meiner Mutter, die macht mir dann schon genug Druck.“

„Wie geht's sonst mit der Arbeit hier am Hof?“ will Bernd Dreger wissen. „Naja, gestern gab's Stress“, sagt Benjamin. „Ich war total gefrustet, André ist irgendwie nicht aufgetaucht und ich musste den ganzen Stall alleine machen.“ „Ah, und deswegen warst du dann schlecht drauf?“ „Ja, mir ging's auch nicht so gut, war erkältet, und es hat mich halt genervt, dass keiner sich entschuldigt. Es hieß einfach, ich soll den Stall machen. Aber heute Morgen war dann alles wieder in Ordnung.“

Nächste Woche fahren Karin und Reinhard Wenz eine Woche in Urlaub, das erste Mal seit über zwanzig Jahren. Benjamin wird den Hof in der Zeit übernehmen, zusammen mit dem brasilianischen Arbeiter André und dem Großvater, der auch



Ein neuer Tag auf dem Hof: „Ich hab jetzt Bock auf Leben“, sagt Benjamin.

hin und wieder ein Wort mitredet. Melken, Stall saubermachen, sich um die Kälber kümmern. „Das ist schon eine Herausforderung“, sagt Benjamin. „Wenn du eine falsche Kuh anhängst, ist die ganze Milch vom Tag hin, tausend Liter.“ Bekommt eine Kuh Medikamente, wird ihre Milch in eine eigene Kanne gemolken. Benjamin muss darauf jetzt eine Woche lang allein aufpassen. „Ich finde es gut, die Verantwortung mal zu übernehmen“, sagt er.

Es ist siebzehn Uhr, die Kühe müssen zum zweiten Mal gemolken werden. Bernd Dreger verabschiedet sich, er sagt: „Na, da bin ich mal gespannt, wie es läuft nächste Woche.“ „Wird schon gut gehen“, sagt Benjamin. Und lacht. „Benjamin hat sehr gekämpft in der Therapiezeit“, sagt Bernd Dreger, „und hat sich positiv entwickelt. Wichtig ist für ihn, dass er ein Gefühl für seine Grenzen bekommt. Zum Beispiel, ob er Alkohol trinken kann, ohne die Kontrolle zu verlieren. Wenn er das schafft, ist viel gewonnen. Aber eine Garantie gibt es nicht.“

Einmal die Woche ist Spieleabend im Hause Wenz. Die Erwachsenen treffen sich zu einer Partie Canasta, ein Kartenspiel, das André mit auf den Hof gebracht hat. Benjamin kennt alle Tricks, es wird geschummelt und gelacht, Knabbersachen kommen auf den Tisch. „Chef, wir wollten doch immer mal einen zusammen trinken“, sagt Benjamin zu Reinhard Wenz, einem überzeugten Antialkoholiker. „Nichts da, du bist hier auf Therapie“, sagt der. Benjamin lacht.

„Wenn die Familie nicht wäre, wie sie ist, hätte ich schon meinen Koffer gepackt“, sagt Benjamin. „Es ist wichtig, dass man sich versteht. Auch wenn die nicht nachvollziehen können, wie das ist, wenn man von Methadon entzieht.“ Der Bauernhof habe ihn verändert, sagt Benjamin. Er sei stabiler geworden, habe gelernt, hart zu arbeiten. Diese Erfahrung will er für sein neues

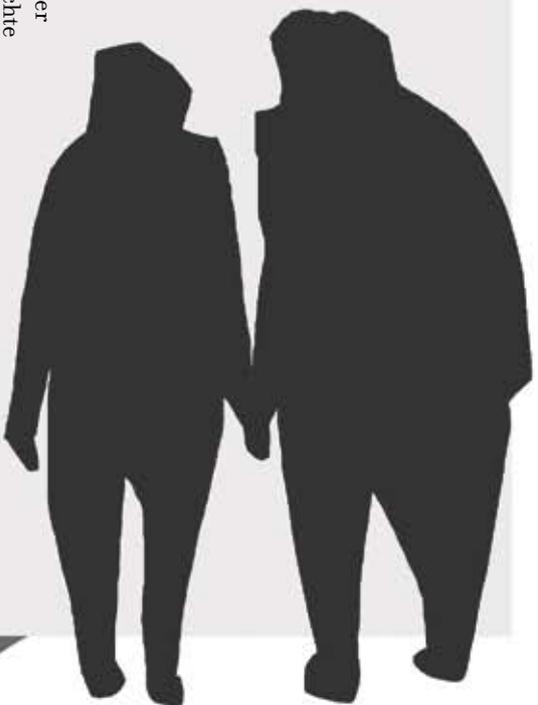
Leben nutzen. „Mich fasziniert es, mit Tieren zu arbeiten, deswegen will ich Tierwirt lernen. Vielleicht werde ich später auch in die Drogenarbeit gehen. Einem Ex-Junkie kann kein Patient was vormachen“. Jetzt will er aber erst mal seine eigene Zukunft auf die Reihe kriegen. „Ich hab jetzt Bock auf Leben“, sagt Benjamin. Diesmal lacht er nicht.



Ursel Nendzig, 26, wollte alles richtig machen und kam mit rotem Kopftuch und Gummistiefeln auf den Weidenhof. An den frühen Arbeitsbeginn – aufstehen 5.30, melken 6.00 Uhr – konnte sie sich nur schwer gewöhnen. Fotograf **Stefan Knittel**, 27, lebt in Wien.

Endlich beginnt es zu regnen

Kolja Mensing über einen Spaziergang durchs Gewerbegebiet



Sonntagnachmittag und graue Wolken. Wortlos laufen wir an der Umgehungsstraße entlang. Ortsausgang, Tempo 70, ausgeleichte Zigarettenschachteln im nassen Gras. Du hast die Kapuze deines Parkas tief ins Gesicht gezogen, müde streichst du dir eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

An der Ampel biegen wir rechts ab, ins Gewerbegebiet. Takko, Aldi, real, auf dem Parkplatz nimmst du meine Hand. Der Wind treibt Plastiktüten und Papierfetzen über den Asphalt, ein Einkaufswagen steht einsam an der Laderampe. Weißt du noch, sage ich, damals. Später, sagst du und ziehst mich weiter. Vorbei an dem Reifenhandel, Mr. Wash, den Lagerhallen mit den schweren Stahltüren.

Ein Schäferhund wirt sich gegen einen Maschendrahtzaun, ein Krähenschwarm erhebt sich über eternitgedeckten Dächern. UPS, Großhandelsketten, ein Möbeldiscounter. Vor einem flachen Bürogebäude bleiben wir stehen, spiegeln uns in den getönten Scheiben. Die Luft riecht nach Metall und kaltem Beton. Küsst mich, sagst du, und endlich beginnt es zu regnen. Feine Tropfen fangen sich in deinem Haar. Alles beginnt zu glänzen.



Kolja Mensing wurde bekannt mit seinem 2002 erschienenen Buch »Wie komme ich hier raus?« über autobiografische Erlebnisse in der deutschen Provinz. Gerade ist sein neues Buch »Minibar« im Verbrecher-Verlag Berlin herausgekommen. Für »GO« schrieb er diesen Beitrag.



An der 17 Kilometer langen EU-Außengrenze patrouilliert niemand. Es gibt noch nicht einmal eine Zollstation. Denn die Grenze umschließt das baden-württembergische Dorf Büsingen. 1200 Einwohner, ein paar Äcker, Rebstöcke und ein Stück Ufer vom Hochrhein. Drum herum ist Schweiz. Büsingen ist Deutschlands einzige Exklave.

Fremd im eigenen Land

Die Ortsschilder sind bundesrepublikanisch gelb, eine Kreissparkasse und eine deutsche Post bilden die Dorfmitte. Eigentlich sähe in Büsingen alles wie in einem beliebigen deutschen Dorf aus, wären da nicht die paar Besonderheiten: Neben der grau-magenta-farbenen Telefonzelle der Deutschen Telekom steht noch eine rot-blaue der Swisscom, und auf einem Schild über dem Eingang zur Post stehen zwei Postleitzahlen: D-78266 Büsingen und CH-8238 Büsingen.

„Verstehst du auch Schwizerdütsch?“ ist die erste Frage von Linda Gindele. Das „Ja“ löst Erleichterung bei der 21-Jährigen aus. Hochdeutsch spricht sie, wie die meisten Schweizer, nicht so gerne. Doch Linda Gindele ist keine Schweizerin, sondern Deutsche. Büsingerin eben. Aber auch bei „Lebensmittel Keser“ und in der Pizzeria „La Gondola“ schallt jedem ein freundliches „Grüezi“ entgegen. Das Land, dem sie zumindest ihrem Pass nach angehört, kennt sie kaum. „In Singen und Konstanz bin ich öfter zum Einkaufen, und in Stuttgart war ich einmal im Musical“, überlegt sie. „Aber da habe ich von der Stadt auch nichts gesehen“, sagt sie verlegen und streicht sich eine braune Haarsträhne aus dem Gesicht. „Aber irgendwann möchte ich schon einmal nach Berlin.“

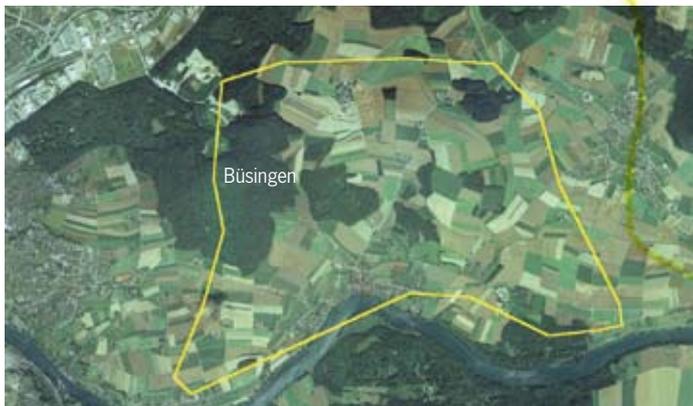
Mit Büsingen und den Besonderheiten der deutschen Exklave ist sie bestens vertraut. Zusammen mit

ihrem Mitschüler Marcel Karsai hat sie den „Exklavenweg“ entwickelt. „Für die Matura mussten wir ein Projekt erarbeiten, und da haben Marcel und ich uns den Rundweg zusammen ausgedacht.“ In Büsingen gibt es nur eine deutsche Grundschule. Danach müssen sich die Schüler entscheiden: deutsches Abitur in Singen oder Schweizer Matura in Schaffhausen. Linda Gindele entschied sich für die Schweizer Variante. „Meine beste Freundin Katrin ist nach Singen aufs Gymnasium gegangen. Sie spricht

heute nur noch Hochdeutsch. Irgendwie haben wir uns ein wenig aus den Augen verloren.“ So schnell entstehen Sprachbarrieren.

Auf elf gelben Schildern erklärt der Exklavenweg die Besonderheiten Büsingsens. Entlang der Grenze erfährt der Wanderer, dass der örtliche Fußballverein der einzige deutsche ist, der in der Schweizer Liga mitspielt, dass es hier zwei Telefonvorwahlen und zwei gültige Währungen gibt und dass Büsingen ein eigenes Autokennzeichen besitzt: BÜS. Das soll den Zöllnern die Arbeit erleichtern. Denn die Exklavenbewohner werden wie Schweizer behandelt. Aber eigentlich gehört Büsingen zum Landkreis Konstanz.

Doch wie konnte es so weit kommen? Lang ist es her. Alles begann 1693 mit der Entführung eines jungen Adligen aus Büsingen. Damals gehörte das Dorf noch zu Österreich, Schaffhausen zur Eidgenossenschaft. Wegen der Entführung begann ein Streit zwischen beiden Ländern, in dem Schaffhausen alle Rechte an den umliegenden Dörfern an Österreich verlor. Fünfzig Jahre später verkauften die Österreicher die



Dörfer wieder an Zürich und Schaffhausen, behielten aber Büsingen, damit sich die Schaffhausener für immer darüber ärgerten und an die Entführung erinnert würden. In Schaffhausen ärgert sich heute wohl niemand mehr, dafür aber in Büsingen. Beim Pressburger Frieden 1805 wurde Büsingen dem Königreich Württemberg und fünf Jahre später dem Großherzogtum Baden zugeschlagen. Und da blieb es dann auch. Vom Ende des Ersten Weltkriegs bis 1956 fanden viele Verhandlungen statt, heraus kam dabei nichts.

Für die Büsinger bedeutet dies einen Spagat zwischen zwei Staaten. Zwei Konten, in der Schweiz arbeiten, aber Steuern in Deutschland zahlen. Das Kindergeld erhalten Eltern wiederum aus der Schweiz. „Das ist aber bis zu einem Drittel weniger als in Deutschland“, erklärt Bürgermeister Gunnar Lang. Junge Familien nutzen die neuen Gesetze und ziehen lieber ein Dorf weiter. Jahrhundertlang war dies nicht möglich. Aber jetzt nehmen viele die Chance wahr, in der Schweiz weniger Steuern zu zahlen. Bis vor kurzem zogen wenigstens noch Schweizer Rentner nach Büsingen, um sich die Einkommenssteuer zu sparen. Doch die Zeiten sind ebenfalls vorbei. „Büsingen stirbt langsam aus“, seufzt Lang. Aber es gibt auch Vorteile: Benzin und Zigaretten sind in Büsingen so günstig wie nirgendwo sonst in Deutschland. Denn die Mehrwert-, Tabak- und Benzinsteuer wird nach Schweizer Satz abgerechnet.

In Büsingen zu bleiben, das kann sich Linda Gindele trotzdem nicht vorstellen. Im Moment macht sie noch ein einjähriges Praktikum in Schaffhausen im Büro eines Stahlwerks. Ab Oktober möchte sie in Luzern Tourismus studieren. In Heidelberg, Münster oder Göttingen zu studieren, darüber hat sie nie nachgedacht. „Warum auch, ich fühle mich als Schweizerin. Nur wenn ich meinen Pass oder meinen Führerschein betrachte, erinnere ich mich, dass ich Deutsche bin.“ Bei der Bundestagswahl vor zwei Jahren musste Linda Gindele erst einmal ihren Vater fragen, worum es eigentlich genau ging, denn mit der Schweizer Politik kennt sie sich besser aus. „Deutschland kam bei uns im Politik-Unterricht einfach nie vor“, sagt sie achselzuckend. Und viel verspricht sie sich von deutschen Politikern sowieso nicht. „Berlin ist einfach viel zu weit weg.“

Text: Katharina Schönwitz
Foto: Katharina Schönwitz, Google earth



Des einen Freud, des anderen Leid: Sexgewerbe in Weinheim

Einer geht noch



Streitobjekt: Die Hildebrandsche Mühle in Weinheim

In Weinheim an der Bergstraße gibt es mehr Bordelle als Eisdielen. Nun soll in einer denkmalgeschützten Mühle noch ein Bordellbetrieb eröffnet werden. Einer zuviel, sagen die Einwohner. Eine Bürgerinitiative will die Kleinstadt sauber halten.

☛ Wer am Bahnhof von Weinheim Taxifahrer fragt, wo die Kapellenstraße ist, bekommt häufig eine bestimmte Rückfrage gestellt. „Die Nummer 36?“, grinst es aus den Autos. Die Nummer 36: Da befindet sich das „Dolce Vita“, das bis zum vergangenen Jahr „Schwitzkistl“ hieß. Ein FKK-Club. Genauer gesagt: Ein Bordell. Rund hundert Euro kostet die Tageskarte, sämtliche Dienstleistungen inklusive. So ähnlich ist es auch im nahen FKK-Club „16“. Wer hinter einem Fahrradgeschäft eine lange Treppe mit verdeckter Sicht hinaufsteigt, wird von einer leichtbekleideten Blondine begrüßt. hundert Euro Eintritt, „all inclusive“, sagt sie mit osteuropäischem Einschlag. Hinter ihr zu sehen sind mehrere Männer und eine Animierdame auf Pool-Liegen. Die Männer sprechen mit der leichtbekleideten Angestellten. Unter den Anwesenden ist ein junger, fülliger Mann. Er ist nur mit einem weißen Handtuch bekleidet, das er um die Hüfte gewickelt hat. Weinheim sei ein „Sex-Eldorado“, sagen die einen. „Blödsinn“, sagen die anderen. Tatsache ist: Seit einem

an einem vorbei. Roland Kern meint: „Nachdem, was passiert ist, verstehe ich ihn – selbst ich, der zur Öffentlichkeit drängt.“

Kern ist der Pressesprecher der Stadt. Auch ihm reicht es. Vor zwei Jahren trat er seine Stelle im Rathaus an: Die Stadt habe sich vorher nicht optimal dargestellt, meint er. Er sei angetreten, „um das Image der Stadt zu verbessern“. Und dann das: Die Mühle, die zum Bordell werden soll. Der Name steht schon fest: „Moulin Rouge“. Es war der mediale Super-GAU.

„Wissen Sie, im vergangenen Jahr bin ich am Journalismus verzweifelt“, meint Kern. Warum? Der Pressesprecher nippt an seiner Tasse, im Hintergrund läuft leise Musik: „Das Team von Spiegel-TV haben wir von einem Kran aus die Mühle filmen lassen. Wenigstens einen ansatzweise objektiven Bericht haben wir uns erhofft. Stattdessen waren die üblichen rotgefärbten Puff-Bilder zu sehen“ – dazu lief „Je t’aime“ im Hintergrund. „SAT 1

„Die meisten Journalisten wollen gar nicht wissen, was man sagt. Die denken: Ich recherchiere mir doch meine Geschichte nicht kaputt.“

guten Jahr schreiben und senden die Medien über käuflichen Sex in Weinheim. Der Grund für die diversen Schlagzeilen ist ein historisches Bauwerk: Die Hildebrandsche Mühle.

Die Hildebrandsche Mühle wurde 1858 gebaut. Damals war sie die größte Getreidemühle in ganz Deutschland. Später wurde sie als Holzmehlmühle genutzt, bis 1982 fungierte sie als Getreidelager. 1989 kaufte dann eine Bad Homburger Investorengruppe das gesamte Areal. Die neuen Besitzer wollten zunächst ein großes Wohngebäude bauen. Ein entsprechender Antrag wurde 1997 aber abgelehnt: Das Gebäude passe nicht in die Umgebung. 2005 schwenkten die Immobilienmakler plötzlich um: Sie stellten eine Bauvoranfrage bezüglich der Nutzung der Hildebrandschen Mühle als Bordell. Seitdem ist der Teufel los in Weinheim.

Roland Kern sitzt im Schloßparkrestaurant am Rathaus. Weinheims Stadtverwaltung ist in mehreren Gebäudeteilen des kurpfälzischen Schlosses von 1537 untergebracht: Beeindruckend und gleichzeitig beschaulich. Es ist das Weinheim, wie es sich die Weinheimer vorstellen. Das richtige Weinheim. Nicht das Weinheim, in dem es sechs Bordelle und einen Swingerclub gibt.

Der 40-Jährige Kern ist inzwischen der Einzige im Rathaus, der sich zu dem leidigen Thema noch öffentlich äußert. Sein Chef ist ein gebranntes Kind: Jüngst war zwei Tage lang ein Journalist der „Zeit“ zu Gast – und hat Oberbürgermeister Heiner Bernhard nur mit dem Satz zitiert, Weinheim müsse ein tragfähiges „Bordellkonzept“ entwickeln. Nun reicht es Bernhard. Er eilt grußlos durch die Rathaus-Gänge, sein langer Mantel weht

behauptete“, erregt sich Kern, „die Stadt investiere lieber in Bordelle als in Kindergärten.“ Kern ist gelernter Journalist. Er hat bei der Lokalzeitung volontiert, dann beim Mannheimer Morgen, beim Kurpfalzradio und bei der Rhein-Neckar-Zeitung gearbeitet. Er glaubte zu wissen, wie Medien funktionieren. „Aber ich habe jetzt erst gemerkt, wie dort gearbeitet wird. 80 Prozent der Journalisten schreiben voneinander ab. Eine Agentur hat einen Zeitungsbericht fast eins zu eins übernommen – ohne überhaupt bei uns nachzufragen.“

Kern wirkt gefrustet. „Ein bisschen haben sie ja Recht. Aber die meisten wollen gar nicht wissen, was man sagt. Die denken: Ich recherchiere mir doch meine Geschichte nicht kaputt.“ Doch was gibt es in Weinheim kaputt zu recherchieren? Einer Provinzstadt mit gleich mehreren Bordellen? Einer geplanten Puff-Mühle mit 40 Prostituierten? Mit einem von den Investoren schon geplanten Shuttlebus vom 65 Kilometer entfernten gelegenen Frankfurter Flughafen? Mit einer neu zu bauenden Brücke für Freier, über das Flüsschen Weschnitz?

Staatlich unterstützt soll der neue Puff auch noch werden: Die Investoren haben Fördermittel in Höhe von fast einer viertel Million Euro beantragt, weil dem Denkmalschutz die Fassade wichtig ist. Ist das denn keine Geschichte? Kern: „Ich verstehe ja, dass alle darüber schreiben wollen, ich bin ja selbst vom Fach. Aber eine solche Geschichte, die bricht ihnen unter den Fingern weg.“ Bisher gebe es doch nur eine Bauvoranfrage. „Es gibt noch nicht einmal einen Bauantrag. Trotzdem bauschen die Medien das so sehr auf.“ Weinheim habe doch viel mehr zu bieten als schnellen Sex.



Wenn zu viel Lust für Frust sorgt: Weinheims Pressesprecher Roland Kern hat die Puff-Schlagzeilen satt.



Nicht mit uns - Die Bürgerinitiative von Hans Bayer ist strikt gegen die Bordellpläne.

Jetzt dreht Kern auf: Demnächst werde ein neues Einkaufszentrum die Innenstadt beleben. Es gebe 25 Kindergärten und 8000 Schüler im Ort. Nach einer Umfrage des Heidelberger Kriminologie-Instituts sind Weinheims Bürger diejenigen, die sich in der ganzen Region am sichersten fühlen. Roland Kern ist wirklich von den Medien enttäuscht. „Ein Kegelclub hat seinen Ausflug nach Weinheim abgesagt, weil die Stadt nichts gegen Prostitution unternehmen würde. Dabei hatten wir rechtlich gar keine andere Wahl, als die Bauvoranfrage zu genehmigen. Da ist so viel falsch vermittelt worden.“

„Es gab in Weinheim auch schon ein Bordell direkt neben der Grund- und Realschule!“ Hans Bayer schnauft heftig, während er aus Weinheims Rotlicht-Historie erzählt. Der 72-Jährige läuft um das riesige Areal der Hildebrandschen Mühle herum. Es geht bergauf. Die riesige Mühle liegt wie ein Schatten über der Stadt. Von weitem wirkt sie wie eine Festung. Doch wer näher herantritt, sieht, wie marode das Gebäude ist. Für das „Moulin Rouge“ müsste man einen Teil des Gebäudekomplexes wegen Einsturzgefahr abreißen.

Mit 42.000 Einwohnern liegt Weinheim juristisch auf dem selben Niveau mit deutschen Großstädten wie Frankfurt oder Hamburg. Nach baden-württembergischem Recht können Bordelle nur in Gemeinden mit weniger als 35.000 Einwohnern baurechtlich untersagt werden.

Hans Bayer hat die „Initiative für Weinheim“ gegründet: Die 200 Mitglieder starke Bürgerinitiative will die horizontale Nutzung der Mühle verhindern. Tausend Unterschriften gegen das „Moulin Rouge“ wurden in wenigen Wochen gesammelt – die Wirkung aber verpuffte. „Das Problem ist, dass alles verharmlost wird von Stadtseite. Die Stadt hat sich nicht rechtzeitig um das Problem gekümmert. Und nun sagt der Oberbürgermeister, es sei alles nicht so schlimm. Es wäre ja schön, wenn er Recht hätte.“ Bayer zitiert die Bibel: Hurerei habe es schon da gegeben. „Ich kann damit leben, wenn keine Belästigung davon ausgeht. Aber dieses Bordell wäre für unseren Ort viel zu groß.“ Bayer ist kein Eiferer, er wirkt eher moderat.

Auch Bayer ist den Medien gegenüber misstrauischer geworden: Ein Fernsehteam von Spiegel-TV habe ihn eine Stunde lang interviewt. Gesendet wurden nur wenige Sätze, und die seien noch „aus dem Zusammenhang gerissen“ gewesen. Einen alter Mann im Rollstuhl und zwei Motorradfahrer kamen dagegen ausführlich zu Wort: Klar würden sie da hingehen, wenn es Freibier zur Eröffnung gibt. „Es wurde ein Zerrbild Weinheims vermittelt.“ Schleppend läuft Hans Bayer um die Mühle herum und schaut auf die Stadt, in der schon seine Vorfahren lebten.

Als wäre der Streit um die Mühle nicht genug, haben zwei weitere Investoren Anträge auf dem Rathaus gestellt. Ein Bordell soll in einem Autohaus im Westen der Stadt, das andere über einer ehemaligen Diskothek entstehen. „Trittbrettfahrer“ meint Roland Kern: „Die haben durch den Medientrubel mitgekriegt, was hier machbar ist. Aber wir haben die Anträge zunächst zurückgestellt.“ Jetzt arbeitet das Bauplanungsamt an einem Konzept, um Bordelle nur dort zu genehmigen, wo sie niemanden stören.

Bis Mitte Mai soll nun eine Sperrgebietsverordnung wie in einer Großstadt die Sexbezirke Weinheims festlegen. Weinheim wäre die erste Stadt dieser Größenordnung, die eine solche Verordnung erhält.

Kern erzählt gern die Geschichte, wie er als Volontär der Lokalzeitung einmal sämtliche Bordelle der Stadt abgefahren hat. „Damals gab es mehr als jetzt. Und keiner hat die Puffs damals so richtig wahrgenommen.“



Jörg Isert, 32, wurde bei seinen Recherchen in Weinheim vom Sturm Kyrill überrascht. Doch noch überraschter war er, wie zugeknöpft sich die Frauen in den Bordellen gaben. Sie fürchteten um das gute Geschäft. **Eric Vazeller**, ist Fotograf bei Zeitspiegel.

... und das Klischee lebt. Der Tatort mit Maria Furtwängler zeigt die Provinz als einen Ort für pädophile Förster, Spiegeltrinker und Geschwisterliebe.

Wenn Hauptkommissarin Charlotte Lindholm in die niedersächsische Provinz kommt, wirkt der „Tatort“ im Ersten wie ein mit Mord und Totschlag angereicherter Heimatfilm nach einem Drehbuch von Edgar Wallace. Neun Mal durfte die große Blonde schon in „Dörfchen“ oder „verschlafenen Touristenorten“ auf Mörderjagd gehen. Irgendwo zwischen Lastrum, Hameln und Bad Pyrmont. Hinter den friedlichen Fassaden lauerten dabei nicht nur namenlose Böse, sondern auch jede Menge fleischgewordener Provinz-Klischees. Man kann es sich fast bildhaft vorstellen, wie die Drehbuchautoren beim NDR zwischen Kaffee und Schnittchen in einem abgedunkelten Raum sitzen und mit dem Klischeebaukasten so lange am Drehbuch feilen, bis auch das letzte Vorurteil über die Provinz, die letzte Dorfstereotype ihren Platz darin gefunden hat. Wahrscheinlich schlugen sie sich dabei vor lachen auf die Schenkel. „Natürlich bedienen wir Klischees“, sagt „Tatort“-Produzentin Kerstin Ramcke, ist aber überzeugt, dass die „ihre Wurzeln im realen Leben“ haben. Das würde zumindest die fortschreitende Landflucht erklären. Wären deutsche Dörfer, in denen „das Klischee lebt“ (Kerstin Ramcke) doch übelste Orte.

Denn egal wo die Amazonas-Kommissarin aus Hamburg auftaucht: überall gleichen sich die schaurig-schönen Bilder. Die Zutaten für diesen Räuber-und-Gendarme-Komödienstadl: Bauern halten sich philippinische Katalogfrauen, mindestens ein Mitglied der Dorfgemeinschaft ist retardiert, liebt minderjährige Mädchen oder kokelt gerne in der Scheune. Es gibt ein bisschen Gift- und Eifersuchtsmorde, orgiastische Dorffeste und promiskuitive Provinz-Pfarrer. Die Dorfpolizistin ist eher Sozialarbeiterin, ein beispielloses Klatschmaul und lässt sich (wie unprofessionell die doch sind, auf dem Dorf) die Waffe klauen. Von wem? Natürlich vom Dorftrottel.

Und wer jetzt denkt, na ja, also neun Folgen lang Bauernbilder bedient, da ist doch alles durch, wird auch eines Besseren belehrt. Denn die Freizeit-Krimiautoren hatten noch einen in petto: In der Episode „Pauline“ hieß die Dorfpolizistin wirklich - Vorsicht und fünf Euro in die Schlechte-Wortspiel-Kasse - Katharina Lichtblau. Da haben sie beim NDR keine Kosten und Mühen gescheut und wahrscheinlich als Gastschreiber den Autor von Benjamin Blümchen eingeladen.

Demnächst wird bei einem der ewig dringend tatverdächtigen Viehhirten mit Silberblick ganz subtil Peter Rast oder Hans-Hermann Killer auf dem Klingelschild stehen.



Wo der Bauer mit DER
TOCHTER

seinen »Sepp« – so nennt sie ihn wirklich – aus der Hose und sagt: »So, jetzt schauermal, jetzt schauermal.« Von da ab kommentiert sie, auf der Bettkante sitzend, jede Regung wie eine Sportreporterin und rüttelt am Ende das bisschen Lust heraus, das ihm bei alledem noch geblieben ist. »Bist ja zuletzt noch ganz gut gekommen«, sagt sie resümierend. »Alle Achtung.«

Auf das Lob kann er verzichten, verlässt deprimiert den Ort seiner Demütigung, kommt aber nach wenigen Schritten an einem Tattoo-Studio vorbei, im Fenster Herzen, Anker, Drachen und asiatische Glücksgötter: Fukurokuju mit dem samenförmigen Kopf, Hotei, Ebisu, Daikoku, Jurojin, Bishamon Benten. Er geht vor dem Souterrain-Fenster auf und ab, im Kopf zwei Gedanken, zur Trillerkette geflochten: »Tätowierungen sind Scheiße«, »Tätowierungen sind Weltklasse«. Nach einer halben Stunde entscheidet er sich für »Weltklasse«, betritt den Raum und lässt sich von einer Vietnamesin ein »J« auf den Oberarm gravieren, »J« für »Jasmin«, die Liebe seines Lebens.

Den Weltrekord in der Disziplin »Schnelles Bereuen eines Tattoos« steuert der phlegmatische Zuhörer bei:

»Joe Wagner aus Birmingham, Alabama, brauchte nach Vollendung seiner Tätowierung nur eine Minute und elf Sekunden bis zu dem Satz: »Fuck, this was stupid!«

12

»Kann sein«, erwidert der Bühnenarbeiter.

Ein halbes Jahr später jedenfalls ist die Liebe gescheitert und der Bühnenarbeiter wieder in Sankt Pauli. Diesmal schenkt er sich die Prostituierte, geht schnurstracks zum Tattoo-Studio und überredet die Vietnamesin, das Motiv umzuarbeiten: Wo früher die Liebe war, soll jetzt eine Bombe mit kurzer, lodrender Zündschnur entstehen. Wie er leider zu spät bemerkt, ist die Vietnamesin völlig betrunken. Das »J« verschwindet zwar, die Bombe aber fällt fast quadratisch aus.

An der Theke der »Ritze« rollt er jetzt den Ärmel seines Polo-Shirts über eine Schmiererei in vier Farben. Da kann man nicht gratulieren. Auch er mustert seinen Oberarm, als wäre der sein Leben, und sagt: »Letztlich hat mir die Liebe den Arm vermasselt.«

Als ich gehe, ist der Barmann gerade mit einem Kugelschreiber dabei, die Bombe samt der Lunte in ein größeres Oberarmfresko zu integrieren.

Über die Hügel und in die Wälder, über die Dörfer und in die Kleinstadt. Jeder Ort hat noch seine »gemütliche Altstadtkeige«: namens »Fonzels« oder »Peters Klaus«, der Ramschladen heißt noch »Knüllen Kiste«, der Trödeladen »Sammelsurium«, die Änderungsschneiderei »Nahlohb«.

Die Denkmäler unter den Läden sind eine Generation älter und haben schon mal Mieder in der Auslage

13



Deutschlandreise
Roger Willemsen

AUTOREN —
ZITATE

Also noch einmal für alle, die später dazugestoßen sind: Schlitz, das ist eine Brauerei, eine ehemalige Ampel (vor »Frische Früchte Weller«, inzwischen wieder stillgelegt), zweitausend Fachwerkhäuser (plus ein Fachwerk-Bushaltestellenhäuschen in Hutzdorf), ein wunderschöner Marktplatz, ein Max-Planck-Institut für Fließgewässerforschung, fünf Burgen und sechzehn Dörfer drum herum, und jede zweite Frau über fünfzig nenne ich Tante. Der Eissalon heißt »Venezia«, der Friseur »Salon für die Dame«, die Kirche ist aus dem Jahre 812 und die Pizzeria von 1985. Die einzige Videothek ist schon wieder zu. Es gibt eine klare Altersgrenze, die das Leben im Ort regelt: Alle unter achtzehn sitzen nachmittags in Bushaltestellen und alle über achtzehn abends in der Kneipe.

33

genau machen, dann... **Fleisch ist mein Gemüse** aus ihrem Zimmer ab, und dann gingen wir in die stets menschenleere Gaststube, bzw. Mutter rollte mit ihrem Peltarad dorthin, und aßen das Stammessen für sich. **Mark** reichte. In Restaurants mit Namen wie Deutsches Haus (richtig) oder Zum Hirschen heißt das Mittagessen immer Stammessen und besteht aus Kartoffeln, Mischgemüse und einem schönen Stück Fleisch mit Soße (Rind oder Schwein). Freitags gibt es Fisch, und Vegetarier werden generell nicht so gern gesehen. Die häufig wechselnden Kellner hatten sich in die Gesäßtasche ihrer schlecht sitzenden schwarzen Hose immer ein riesiges Kellnerportemonnaie hineingestopft. Sie schienen sehr unzufrieden darüber, im Hotel Deutsches Haus gelandet zu sein. Miesepetrig servierten sie die Sättigungsmasse und verzogen dabei keine Miene. Das Deutsche Haus glich einem überdimensionalen Sarg. Das riesige Getriebe des Hotelapparates schien sich ausschließlich für meine arme Mama in Bewegung zu setzen. Es war mir vollkommen rätselhaft, wovon hier gelebt wurde.

Im Oktober machte mein Kadett schlapp und wurde durch

sich die Polizisten nicht. Mit meinem Akzent kam ich diesmal als Räuber nicht in Frage.

Northheim erwies sich als gar nicht so klein – es hatte über 30 000 Einwohner. Und das Publikum war sehr aufgebracht, als ich mitten in der Lesung erzählte, dass es in Osnabrück Leute gäbe, die Northheim für eine Autobahnausfahrt halten. Ein alter Mann hob die Finger und schrie: »Zwei! Zwei Ausfahrten haben wir! Nord und Süd!«

Abends landete ich in dem besonders geschätzten Hotel Schere, in dem schon alle möglichen Berühmtheiten übernachtet hatten. Nun schmückten ihre Fotos

Wladimir Kaminer
Mein deutsches Dschungelbuch

Wer als Mann keinen Schnurrbart und Bierbauch mit sich herumträgt, muss sehr gute Gründe dafür haben. Der Friseursalon Eichenauer ist dafür berühmt, seinen Kunden ab dem sechzehnten Lebensjahr zum Tragen des Schnauzers zu raten, weil das angeblich schlank macht.

FLORIAN ILLIES

Ortsgespräch



Ganz Deutschland ist in der modernen Unübersichtlichkeit angekommen. Ganz Deutschland? Nein. In der Grafschaft Schlitz herrscht noch Zucht und Ordnung. Der Bürgermeister heißt Schäfer (mit besonders schönem Schnauzer). Der erste Stadtrat heißt Schäfer. Der katholische Pfarrer heißt Schäfer. Der Vorsitzende des

Sch AND DER BRACHTE DIE FÄLLE
Sch FÖFFELN, DIE DEN DÄMON ERSCHUFEN
Spit ISTEN ABHAUEN, ODER KAMEN IN DIE DUSCHEN
stän ICH GERADE HER GELABERT HABE STIMMT
rend BRAUN UND DER GROOVE, DER IST MARSCH
sich a FÖFFELN, DIE DEN DÄMON ERSCHUFEN
nichts BE UNSERM KNOLLENGEWÄCHS
Mutte BYES, ANDRE VORLEBEN
sie au R. AUCH REGEL VORSCHIEDEN
der v DOZE, WOLLEN LEBER BALESPIREN
lang MARLEY UND WIR HABEN KLAUS LA
nebe MAL EINEN FRANK SINATRA
wäh WODEBAUSIT WE TAXIFÄHRER
mint ABER WENN DAS, WAS ICH GERADE HER GELABERT HABE STIMMT...
ten F ALS KARTOFFEL
« enge DA SOLLTE MAN IN NER STADT LEBEN
« WEIL HER DIE ZUTATEN SIND, DIE ENDE GESCHMACK GEBEN
£ JA HER IN HAMBURG, ZWISCHEN SAM UND TOCOTRONIC
warr KREG ICH DAR NICHT SO VIEL MIT VON 70 JAHREN CROBIMOTORIK
micl OB MIR, GUTES RADIO, GUTES FERNSEHEN, GUTE MODE,
mal GUTES ESSEN, GUTE CLUBS
einm UND EIN PAAR FÄHGE DOLE
OB MIR DAS ALLES, DIGGER
UND WIR KÖNNTEN WETTEN
IN 20 JAHREN MACH ICH DIR AUS BELIEBELD MANHATTAN
ABER WENN DAS, WAS ICH GERADE HER GELABERT HABE STIMMT...
KARTOFFELN



Jan Delay Kartoffeln



Rocko Schamoni
Dorfpunks

Gewalt ist unser Geld, und wir wollen gerne zahlen

Die meisten kriegerischen Auseinandersetzungen außerhalb von Meier's gab es auf dem Marktplatz. In Ermangelung ernsthafter Freizeitangebote an die Schmalstedter Jugend hielten wir uns die meiste Zeit dort auf. Es gab ja nur das öde Haus der Jugend mit seinem Kicker und dem Fernsehraum, und selbst da tauschte die Stadtverwaltung unseren Jugendschmanski Schorsch Lebewohl gegen einen Vereinswart aus, der zwar nett war, aber besser in einen Kleingartenverein gepasst hätte. Also hingen wir am Marktplatz oder am Stadteich rum. Wir waren die Eiterbeulen im Gesicht der alten Dame Schmalstedt. Eine Schandale. Auf dem Weg zum Markt schrie mir einmal irgend so ein



Illustration: Bernd Zeiler



Thekke und Sarah beim Capoeira, einer Mischung aus Tanz und Kampfsport



Die ostfriesische Provinz ist arm. Es gibt wenig Arbeit, kaum Lehrstellen, und junge Menschen können oft nur wählen zwischen Wegziehen und Durchhängen. Die Gemeinde Ostrhauderfehn macht da nicht länger mit. Erziehung und Jobsuche werden als Gemeinschaftsaufgabe begriffen.

KINDER DES DORFES

• Nico wirft das Bein in die Luft und lässt es vor Maruans Augen vorbeischnellen. Dann setzt er den Fuß auf der anderen Seite lautlos wieder auf. Maruan imitiert die Bewegung. Die beiden Jungen wiegen sich im Takt der Musik, schauen sich in die Augen. Sie gehen gemeinsam in die Hocke und stehen gemeinsam wieder auf. Keiner bricht aus, sie lassen sich fallen in die Musik, in die Bewegung, die der andere vorgibt.

Den Capoeira, einen brasilianischen Tanz, hat Nico von Maruan gelernt. Capoeira ist Kampf, Drohgebärde, Annäherung, Verbrüderung. Vor fünf Jahren lernte der 17-jährige Nico den gleichaltrigen Maruan auf einer Schülerreise nach Maoa nahe Rio de Janeiro kennen. Inzwischen sind der blonde Deutsche mit den blauen Augen und der dunkelhäutige Junge mit den dicken Rastalocken aus Maoa dicke Freunde. Und aus dem Hauptschüler aus der ostfriesischen Provinz ist eine selbstbewusste Persönlichkeit geworden.

Das verdankt Nico seinen Lehrern an der Haupt- und Realschule. Seit fünf Jahren bemühen sich die Pädagogen gemeinsam mit Eltern, Erziehern, Unternehmern, Polizeibeamten und Kommunalpolitikern, Fremdenfeindlichkeit und Vorurteile unter Jugendlichen erst gar nicht entstehen zu lassen, zudem der Ostrhauderfehner Jugend die Angst vor dem Andersartigen zu nehmen.

Der Schüleraustausch mit dem Städtchen Mirantao in Brasilien ist dabei nur ein Teil eines Programms, das Kinder vom Kindergarten bis zur Lehre begleitet. Das Ungewöhnliche daran: Die Erwachsenen in der ostfriesischen Gemeinde, 25 Kilometer von Papenburg gelegen, betrachten Erziehung nicht mehr als alleinige Privatsache der Eltern, sondern als Gemeinschaftsaufgabe. „Es braucht ein ganzes Dorf, um Kinder zu erziehen“, hat sich das 11.000-Einwohner-Dorf als Motto gegeben. Das Ziel: die Abwanderung der Jungen in die Städte zu verhindern.

Ostrhauderfehn liegt eine halbe Autostunde vom Hauptbahnhof Oldenburg entfernt in einer eintönigen Landschaft aus Mooren und Wassergräben. Früher lebte das Dorf von Viehzucht und Ackerbau, heute ist es vor allem eine Schlafgemeinde für Pendler. Es gibt nur eine Handvoll Betriebe, die Jugendarbeitslosigkeit liegt bei elf Prozent. Zwar gibt es in den letzten Jahren wieder Zuzügler, doch das sind vor allem Hartz-IV-Empfänger aus dem Ruhrgebiet. Es hat sich herumgesprochen, dass sich in Ostfriesland auch von wenig Geld einigermaßen angenehm leben lässt.

„Wir brauchten dringend eine Vision für unsere Gemeinde,“ sagt Lehrer Harald Kleem. Firmen sollen gut ausgebildete Arbeitskräfte vorfinden, „doch dazu braucht es junge Leute, die ihre Fähigkeiten und Stärken kennen und entwickeln“, so Kleem, „keine Dumpfbacken, die gleich zuschlagen, wenn ihnen etwas nicht passt.“ Sich verantwortlich fühlen über die eigene Familie hinaus, das ist der Schlüssel zum Konzept, das inzwischen Nachahmer in ganz Deutschland findet. In Ostrhauderfehn beginnt das schon im Kindergarten. Ist ein Kind ag-



Lehrer Harald Kleem will die Abwanderung von Jugendlichen verhindern.

gressiv oder wirkt es einsam, dann kümmern sich nicht nur die Erzieherinnen darum, sondern später auch die Lehrerinnen der Grundschule. Sie kennen das Umfeld ihrer Schützlinge bereits. Wissen, wo Schwächen sind, aber vor allem auch wo, man die Stärken entwickeln kann. Polizeibeamte trainieren mit Viertklässlern Selbstbehauptung. Geschulte Mitarbeiter der Volkshochschule bilden Eltern zu „pädagogischen Mitarbeitern“ der Schule aus, beraten sie bei Erziehungsproblemen und veranstalten „Vater-Sohn-Workshops“.

Der letzte Bus nach Papenburg fährt um 18 Uhr. Keine Chance wegzukommen.

Harald Kleem unterrichtet seit sieben Jahren an der Dorfschule. Früher baute er Schulen für die UNESCO in Entwicklungsländern auf. Kleem, Vorsitzender des Vereins „Partnerschaft Mirantao“, setzt weniger auf Krisenbewältigung als auf Vorbeugung. „Es ist viel schwerer, Jugendliche, die kriminell geworden sind, aus der Szene herauszuholen, als solch eine Szene von vorneherein zu verhindern“, sagt er.

Herzstück von Kleems Programm sind die „Peer-Leader“. Jugendliche, die er gemeinsam mit Kollegen, Künstlern und



Pause im Nebel. Die Haupt- und Realschüler in Ostrhauderfehn sollen zu Offenheit und Toleranz erzogen werden.

anderen Experten aus Ostrhauderfehn neun Monate lang in verschiedenen Seminaren ausgebildet, damit sie Gleichaltrigen helfen können – bei schlichter Langeweile ebenso wie bei Alltagsfrust. Nico und sein Austauschpartner Maruan lernten von Lehrer Kleem, wie man seine eigenen Stärken entdeckt und sich mehr zutrauen kann. Nico entdeckte das Schlagzeugspielen für sich oder wie er Capoeira-Workshops organisiert und gestaltet. Theaterpädagoge Norbert Knietsch zeigte ihnen, wie man auf den eigenen Bauch hören und Dampf ablassen kann. Ein Frauenarzt erklärte ihnen, wie sie Jugendliche über die Gefahren von Aids aufklären, ohne dabei „peinlich“ zu wirken. Für seine Ausbildung zum Gruppenleiter durfte Nico mit neuen weiteren Jugendlichen aus dem Dorf sogar drei Wochen nach Brasilien fliegen, um sich mit Teenies aus aller Welt über das Thema „Körper“ auszutauschen und sie in die Kunst des Capoeira einzuführen.

Samstagnachmittag. Nico und Maruan sind von der Tanzprobe in der Turnhalle zurück. Nun sitzen sie auf ihren Betten im oberen Stockwerk eines roten Klinkerhauses. Nico spielt Konga. Maruan singt. In Brasilien hat der 17-Jährige, der aussieht wie der kleine Bruder von Bob Marley, bereits einen Plattenvertrag und durfte seinen Videoclip bei MTV zeigen. Er spielt Schlagzeug in einer Punkrock-Band, „Epidemya“. Auf dem Regal steht eine Galerie aus leeren Flaschen. Asbach Uralt. „Das ist nur Dekoration“, sagt Nico. Daneben hängen Orden von den Bundesjugendspielen und zwei brasilianische Fahnen.

Vor ihrem Fenster lärmen ein paar Jugendliche. Sie ziehen eine Karre hinter sich her Richtung Moor, beladen mit Bier, Cola und Weinbrand, einem Grill, einer 400-Watt-Musikanlage und Steinkugeln. „Boßeln“, Kegeln mit Steinkugeln, ist eins der beliebtesten Freizeitvergnügen in Nicos Heimatstadt. Nico und Maruan haben keine Lust zu boßeln. Sie haben für diesen Abend Karten für das südafrikanische Musical „In the Getto“ in Papenburg. Nicos Mutter hat den Lehrer angerufen und gefragt, ob er die Jungs mitnehmen würde. Jeder Erwachsene macht auch mal Fahrdienste. „Das gehört selbstverständlich dazu“, sagt Lehrer Kleem.

Der letzte Bus nach Papenburg fährt um 18 Uhr. Um diese Zeit kommt auch der letzte Linienbus zurück nach Ostrhauderfehn. „Da hast Du keine Chance, abends wegzukommen.“ Bleiben der Sportverein, die freiwillige Feuerwehr, der Schäferhundeverein, der Briefmarkensammlerverein – kein besonders prickelndes Angebot für Jugendliche. Also gehen sie boßeln oder feiern im privaten Partykeller. Die Schülerdisco im Dorf ist nur was für Zwölfjährige, das „Ufo“, eine große Discothek, gehört den „Russen“. Bis zu 400 junge Aussiedler „kommen jeden Samstag in Bussen aus ganz Norddeutschland“, erzählt Nico. „Da traut sich keiner aus dem Dorf mehr rein.“

Eine Herausforderung für das Netzwerk? Nein, meint Nico. Bislang jedenfalls nicht. Noch seien die Discogäste immer



Nico und Maruan haben sich in Brasilien kennengelernt: Inzwischen sind sie dicke Freunde.





Straße von Holterfehn nach Ostrhauderfehn: Die Kriminalität ging stark zurück.

friedlich wieder abgezogen. Anders als in der Nachbargemeinde Rhauderfehn, wo eine Clique aus fünf libanesischen Mädchen die Straßen unsicher mache. Wenn es so was in Ostrhauderfehn gäbe, „würden wir versuchen, an sie ranzukommen“, sagt Nicos Vater. „Wir haben einmal Experten aus Holland geholt. Leute, die dafür ausgebildet sind, gerade mit diesen schwierigen Gruppen zu arbeiten. Breakdance-Projekte oder Hip-Hop kommen bei solchen Jugendlichen meist gut an.“

„Warum musstest du dir von zehn Kindern ausgerechnet den Schwarzen aus Ruanda aussuchen?“

Maruan lebt seit einigen Monaten in Ostrhauderfehn. Er fällt auf mit seiner dunklen Haut und den Rastalocken. Doch kein Jugendlicher habe ihn angemacht, sagt Maruan. Vor Maruan „haben alle Respekt“, glaubt Nico, „vielleicht wegen der Capoeira-Workshops, die er gibt. Die sehen, dass man dafür Mut und Geschicklichkeit braucht. Das imponiert ihnen.“ Vielleicht fürchtet der eine oder andere auch, dass Maruan ihnen überlegen sei. „Da hat man dann schnell einen Fuß im Gesicht.“ Maruan protestiert: „Das würde ich nie tun. Capoeira ist ein Spiel, kein Kampfsport.“

Sonntagnachmittag. Maruan hängt auf dem Wohnzimmersofa, reibt sich die Augen, ist nach dem langen Musicalabend

„platt“. Familie Sinning trinkt Kaffee. Nicos Vater genießt das Zusammensein. Wie viele aus Ostrhauderfehn fährt der gelernte Maurer oft hunderte Kilometer zur Arbeit. Manchmal ist er wochenlang auf Montage. In der Gemeinde gibt es kaum noch Arbeit. Die schmucken Häuser verraten nichts von der Verödung, die der Region droht. Gertrud Sinning, gelernte Verkäuferin, jobbt in einem Café als Aushilfe am nahe gelegenen Idasee.

Als Nico in der Schule ausgelost wurde, mit zehn anderen Schülern nach Brasilien zu reisen, waren die Sinnings zunächst gar nicht begeistert. Nico war gerade erst 14 geworden. Er opferte sein Konfirmationsgeld, um bei der Entwicklung einer Schulpartnerschaft im fernen Brasilien mithelfen zu können. So jung, und schon allein ins Ausland? Gertrud Sinning kannte nur Berlin und Hamburg, geflogen war sie noch nie. „Ich wohne dort mit meinem Klassenkameraden Pascal in ein Zimmer“, verkündete Nico. „Warum musst du dir von zehn Kindern ausgerechnet den Schwarzen aus Ruanda aussuchen?“ fragte Gertrud Sinning. Heute tut ihr der Satz leid. „Dass ich überhaupt so gedacht habe“, sagt sie, als sie Pascal kennenlernte. „So ein Vorurteil werde ich nie wieder haben.“

Auch seine Großeltern konnte Nico für die jungen Brasilianer begeistern. Inzwischen nehmen auch sie regelmäßig Schüler auf. Anfangs wollten sie lieber Schüler aus dem brasilianischen Austauschprogramm als aus dem südafrikanischen, weil die „nicht ganz so schwarz sind“. „Sie haben den Schwärzesten von allen bekommen“, lacht Gertrud Sinning, die Maruan „Mama“ nennt.



Schülerprojekt McMöhre: Brötchenverkauf „wie eine richtige Firma“.



Schule in Ostrhauderfehn: Die eigenen Stärken, aber auch die Schwächen kennen

Auch sie war inzwischen in Brasilien, zusammen mit ihrem Mann. Wolfgang und Gertrud Sinning begleiteten die zweite Jugendgruppe, bezahlt wurde der Trip vom Verein Mirantao. „Das war kein Urlaub, sondern harte Arbeit“, sagt der Vater.

„Alles hat mir genützt: die Reisen, die Arbeit als Jugendleiter, das Theater.“

Nico zündet sich eine Zigarette an. Er wirkt mit seinen 16 Jahren sehr erwachsen. Er wählt jedes Wort mit Bedacht. Inzwischen ist er Sprecher der dreißig Peer-Leader in Ostrhauderfehn. Vor einigen Monaten besaß Nico noch weit weniger Selbstbewusstsein. Nach einem Praktikum hatte er den Ausbildungsvertrag als Kfz-Mechaniker schon in der Tasche. Doch dann sagte sein Chef ohne Begründung ab. Dass er schon nach wenigen Wochen eine neue Stelle fand, verdankt er Paul Küpper-Wallenstein. Der Sozialpädagoge, der sich sonst um Schulabbrecher oder kriminelle Jugendliche in der Region kümmert, rief beim Arbeitsamt an und warb für den Jungen. Engagiert sei der, und nicht auf den Kopf gefallen. „So einen könnt ihr doch nicht auf der Straße stehen lassen!“ Es fand sich prompt ein Platz für ein „ökologisches Jahr“ bei einem Gas- und Wasserinstallateur in der Gemeinde, der Nico mit der Solartechnik vertraut machen will - auch der ist Mitglied im Netzwerk.

„Alles hat mir genützt“, sagt Nico, „die Reisen, die Arbeit als Jugendleiter, das Theaterspiel. Dadurch bin ich selbstbewusster und selbständiger geworden.“ Ihre Kinder wären andere, gäbe es die Angebote des Netzwerks nicht, glaubt auch Mutter Sinning. Sie wären „nicht so freundlich, nicht so offen und frei“. Für sie selbst sei die Unterstützung durch andere Erwachsene eine echte Entlastung. „Kinder wollen doch oft nicht hören, was ihnen ihre Eltern predigen. Wenn das Fremde sagen, nützt es viel mehr.“

So viel Engagement lohnt sich. Die Anzahl der kleineren Delikte wie Einbruch, Diebstahl, Körperverletzung ist in den vergangenen fünf Jahren um die Hälfte gesunken. Heinrich Benthake ist Polizist im Ort. „Die einschlägigen Leute sind dank des Netzwerks auf vielen Ebenen bekannt. Man kann deshalb gezielt und effektiv mit Eltern, Lehrern und dem Delinquenten zusammenarbeiten.“ Das Konzept Ostrhauderfehn lockt inzwischen sogar neugierige Stadtväter aus Italien in die ostfriesische Provinz. Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung gibt Geld, der Evangelische Entwicklungsdienst Deutschland, die Stadtverwaltung von Pretoria und das Erziehungsministerium in Rio de Janeiro ebenso.

Montagmorgen, kurz vor neun. Es ist kalt, das Dorf ist leergefegt. Ein paar Kinder radeln entlang der Wasserstraße zur Schule. In der Haupt- und Realschule lernen sie, wie man eine Firma zu führen hat. „McMöhre“ heißt die Schülerfirma, die für die komplette Versorgung von rund 500 Schülern mit Frühstücksmilch und Brötchen zuständig ist. Dem 13-jährigen Mel Beck macht die Buchführung bei McMöhre Spaß. „Wir sind beim Finanzamt angemeldet“, sagt Mel, „wie eine richtige Firma.“ Mel kauft außerdem ein, schmiert Brötchen, führt Bewerbungsgespräche mit interessierten Schülern. „Mädchen nehmen wir nicht so gern“, sagt er. „Die machen so viel Miese, weil sie alles an ihre Freundinnen verschenken.“

Nico will sein Ausbildungsjahr in Ostrhauderfehn absolvieren und sich weiter um andere Jugendliche kümmern. Danach will er im Ausland arbeiten. „China würde mich reizen“, sagt er. „Aber nur für ein paar Jahre.“ Auf Dauer ziehe er doch lieber zurück nach Ostrhauderfehn. „Hier habe ich doch alles, was ich brauche.“



Flora Jädicke, 44, schaute sich den Zug- und Busfahrplan von Hamburg nach Ostrhauderfehn an und entschied sich für den Mietwagen. Als sie an einem Samstagabend in dem kleinen Ort ankam, feierte Lehrer Harald Kleem gerade seinen Geburtstag. Der Abend war gerettet. **Karsten Schöne**, 42, ist freier Fotograf und lebt in Köln.

„Wer auf dem Land lebt, ist kein Hinterwäldler“

Stört es Sie, wenn Sie als Provinzler bezeichnet werden?

Damit habe ich kein Problem. Zu meinem sechzigsten Geburtstag hat ein Kollege einen Zeitungsartikel über mich mit der Überschrift geschrieben: „Der freiwillige Provinzler“. Das hat mir gut gefallen.

Landbewohner werden aber von vielen Städtern als Dorfdeppen abgestempelt.

Ja, sicher! In unseren Köpfen und in unserer Sprache gibt es eine gewisse Vorstellung von der Provinz, die abgemeldet und nur peripher ist. Dabei übersehen die meisten, wie viel dort eigentlich los ist. Wer auf dem Land lebt, ist deswegen doch kein Hinterwäldler. Etwas anderes ist es, wenn ich über jemanden sage, er sei provinziell. Da meine ich, dass er rückständig ist. Ich kann auch über jemanden in Berlin, Tokio oder New York sagen, dass er provinziell sei. Das schließt sich nicht aus. Aber häufig wird die Provinz auch überschätzt.

Inwiefern?

Oft wird Provinz mit Heimat gleichgesetzt. Viele entwickeln so eine Art Heimatpathos. Sie hängen an Dingen, die es gar nicht mehr gibt.

Woher kommt der Begriff überhaupt?

Während des Römischen Reiches wurde alles außerhalb der Hauptstadt Rom Provinz genannt. Und weil sich eben alles so stark auf die Hauptstadt konzentrierte, galt die Provinz als abgeschieden.

Und heute? Wollen die Leute wieder zurück in die Abgeschiedenheit?

Die technischen Entwicklungen ermöglicht es, Arbeit auch von abgelegenen Orten aus zu erledigen. Nicht umsonst leben viele Manager und Techniker in der Provinz. Aber sie haben mit provinzieller Lebensart gar nichts mehr zu tun. Sie sind über Internet, Handy und Telefon mit der ganzen Welt verbunden. Deswegen hat die Provinz, im Gegensatz zu früher, einen anderen Charakter.

Ist es denn dann ganz egal, ob ich in Berlin-Mitte oder in Gmünten in Oberbayern wohne?

Eine klare Trennung zwischen Stadt und Land gibt es jedenfalls nicht mehr. Hat es aber in Deutschland im Vergleich zu zentralistischen Ländern, wie zum Beispiel Frankreich, auch nie gegeben. Durch die deutsche Kleinstaaterei gab es schon immer mehrere Zentren und Metropolen. Wenn Sie heute durch Deutschland reisen, fahren Sie ja eigentlich von Städtchen zu Städtchen. Deutschland ist stark urbanisiert. Gleichzeitig wollen immer mehr Leute raus aus den Stadtzentren und aufs Land ziehen. 50 Kilometer sind keine Strecke mehr bis zum Arbeitsplatz, und zusätzlich gibt es immer mehr Telearbeitsplätze.

Wo sind Sie eigentlich aufgewachsen?

In einer schwäbischen Kleinstadt. Da war über dem Spritzenhaus der Feuerwehr ein kleiner Saal. Meistens sangen dort die örtlichen Gesangsvereine, aber ab und zu kamen auch mal Theater- und Kabarettgruppen vorbei. Heute ist da ein wunderbares Stadttheater untergebracht. Also da hat sich ungeheuer viel gewandelt.

Sie hatten mehrfach Angebote, von Tübingen weg in eine Großstadt zu wechseln ...

Ich habe ein paar Mal die Möglichkeit gehabt, aus Tübingen, also aus der Provinz, wegzugehen. Aber ich wollte nicht. Wäre ich zum Beispiel nach München gegangen und hätte einigermaßen vernünftig wohnen wollen, dann wäre ich über eine Stunde bis in die nächste Bibliothek gefahren. Hier in Tübingen benötige ich dafür zehn Minuten zu Fuß. Dieses Beispiel ist einigermaßen generalisierbar. Provinz ist überschaubar, weniger komplex. Ich weiß hier einfach, wo ich die Dinge suchen und finden kann. Und außerdem: Großstädte sind meist nichts anderes als eine Ansammlung von Dörfern beziehungsweise Quartieren. Und in diesen haben sich genauso dörfliche Strukturen erhalten wie auf dem Land. Mit Dorfkern, Wochenmarkt und Festen.



Hermann Bausinger, 1926 in Aalen geboren, studierte Germanistik, Anglistik und Geschichte. Ab 1960 übernahm er die Professur für Volkskunde an der Universität Tübingen und baute das Institut zum Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft aus. Dessen Direktor war er bis zu seiner Emeritierung 1992. Bausinger gilt als der Vater der modernen deutschen Volkskunde, er forschte und lehrte zu Themen der Alltagskultur, regionaler Identität und Kulturgeschichte. Bücher von ihm wie „Typisch deutsch“, „Der herbe Charme des Landes“ oder „Der blinde Hund. Anmerkungen zur Alltagskultur“ wurden zu Bestsellern.

Geschlossene Gesellschaft

Wenn sich im Juni 2007 in Heiligendamm die mächtigsten Staatschefs der Welt zum G8-Gipfel treffen, haben sie einen weiten Blick über die Ostsee und auf eine idyllische Parklandschaft mit uralten Buchen. Nur wenige Meter davon entfernt zerfallen die alten Villen des traditionellen Seebades. Durch einen zwölf Kilometer langen Zaun sollen störende Demonstranten schon von weitem abgehalten werden. Der entlegene Ort erhielt den Zuschlag, weil er besser zu sichern ist als jede Großstadt.





● Die alte Frau weint. Leise. Sie steht alleine auf der Straße und schaut auf den Bagger. Stahlschaufeln beißen in die Villa. Balken krachen, Kacheln splittern. Die Frau möchte nicht reden. „Das gab schon viel Streit und böses Blut. Ich will nicht zum Chef.“ Sie dreht sich um und verschwindet im Wald.

An der Straße, die aus Heiligendamm herausführt, steht ein Schild: Verkaufe Kanarienvögel
Verkaufe Getrocknete Schweineohren

Weiter hinten im Ort, vor der Kleingartenanlage Sonnenblick, läuft ein Mann und schaut auf den Boden. Er möchte nicht reden. „Da ist schon so viel Blödsinn geschrieben worden. Ich mach das nicht mehr.“ Der Mann verschwindet schnell hinter seiner Haustür.

Die Straße endet an einem Wald. Blaue Rohre schlängeln an den Buchen vorbei. Dahinter liegt das weiße Hotel Kempinski mit der Burg. Ein Holzsteg führt über das Meer. Scheint die Sonne, funkelt das Wasser und das Weiß des Hotels sticht in die Augen. Aus der Hotelbar schaut man auf den Strand. Ursprünglich war er steinig, voller Kiesel in verschiedenen Formen und Mustern. Grün, blau, rot, weiß. Inzwischen wurde Sand hergeschafft und darüber geschüttet. Bald wird ihn das Meer wieder wegspülen.

In der Hotelbar zeigen Ölgemälde das Heiligendamm des Adels. Silber funkelt auf dunklem Holz. Blau-weißes Porzellan steht in den Vitrinen, im Hintergrund läuft leise Klaviermusik. Hoteldirektor Thorsten Dressler möchte kein Gespräch, er sagt: „Ich werde aufpassen, mit wem ich rede.“ Die Bedienung fragt:



Wie an einer Perlenkette reihen sich die Villen am Strand von Heiligendamm. Vor mehr als zehn Jahren kaufte der Unternehmer Anno August Jagdfeld die denkmalgeschützten Häuser. Seither stehen sie leer.

„Darf ich noch etwas für Sie tun, mein Herr?“

Eine Pension mitten in Heiligendamm: Jeden Morgen wird ein gehäkeltes Huhn über das gekochte Ei gezogen. Das Huhn steht in der Mitte des Tisches, neben Aufschnitt unter Frischhaltefolie und einer Thermoskanne. Gegenüber ist das Gästezimmer – sauber und mit lieblosen Möbelstücken liebevoll eingerichtet. PVC-Boden, zwei Liegen, rundes Tischchen, ein Sessel, Schrank und Regal. Der Besitzer kommt in den Flur. Eben stand er vor dem Kaninchenstall und hackte Holz. Sein Jogginganzug ist mit weißer Farbe beschmiert.

„Sind sie zum G8-Gipfel eigentlich ausgebucht?“ Er zündet sich eine Zigarette an. „Im letzten Jahr kam ein Mann im BMW, sagte: ‚BKA‘. Ich hab nix verbochen, sag ich – Ob wir zum Gip-

fel ausgebucht sind, fragt der mich. Ich sag: Wann ist denn der Gipfel? Das wusste der nich. Ich sag, wie soll ich wissen, ob ich ausgebucht bin, wenn Sie nicht wissen, wann der Gipfel ist. Ich sag, da war schon mal einer hier, der hat gebucht: Bin Laden. Hahaha. Der wollte sich hier mit einem alten Geschäftspartner treffen. George Bush. Hahaha. Das Bundeskriminalamt suche für tausendzweihundert Mann Unterkünfte, hat der gesagt. So Leute in Zivil. Andere sind auch hier: Landeskriminalamt, Staatsschutz, die ganzen Polizisten und wer nicht noch alles.“

Anruf in Berlin. Eine Frau Gubert ist am Apparat.

„Ich möchte gerne dabei sein, wenn Bürgermeister Hartmut Polzin die italienische Vordelegation begrüßt.“

„Sie können nicht dabei sein.“

„Wer hat das entschieden?“

„Mein Chef.“
„Wer ist ihr Chef?“
„Das darf ich Ihnen nicht sagen.“
„Warum nicht?“
„Nehmen Sie es bitte als Tatsache hin. Es ist einfach so.“

Bürgermeister Hartmut Polzin bekommt in letzter Zeit viel Besuch. Jede Woche reisen Journalisten an. Eben hat er dem ZDF ein Interview gegeben. Jetzt sitzt er in seinem Büro und erweckt den Eindruck, als sei er das Thema leid: Häufig sagt er: „Da kann man nichts machen.“ Oder: „Ob ich das will oder nicht, was macht das schon.“ Er wisse nicht, wie viel der Investor für Heiligendamm bezahlt habe, sagt auch, es gäbe in Heiligendamm keine Polizeistation. Vielleicht aber doch: „Es kann sein, dass die Polizei im Vorfeld des Gipfels dort ein Büro unterhält.“ Vergangene Woche hatte er Kritiker des G8-Gipfels im Büro. Er fährt sich über seine kurzen Haare, überlegt eine Weile und sagt: „Die wissen, was sie wollen.“

Die Polizei nennt den Zaun um Heiligendamm eine „technische Sperre“. Zwölf Kilometer lang, zwei Meter fünfzig hohe Stahlgitter, neunhundert Kilo schwere Betonblöcke, oben Stacheldraht, am Boden Unterkriechschutz, alle paar Meter Kameras und Bewegungsmelder

Ein Ort für Reiche und Mächtige: 1793 gründete der Herzog von Mecklenburg in Heiligendamm das erste Seebad Deutschlands. Der Hochadel besaß hier Sommerresidenzen, es kamen der Thronfolger aus Russland, der König von Preußen, später reiches Bürgertum, Künstler wie Felix Mendelssohn Bartholdy und Rainer Maria Rilke. Auf einem Briefbogen von 1932 steht: „Heiligendamm. Häuser allerersten Ranges, schönster Golfclub Deutschlands, Tennisplätze, Pferderennen, Wurftaubenschießen, Auto- und Motorradrennen.“ Hitler und Mussolini besuchten das Seebad, Göring und Goebbels waren Stammgäste. Nach dem Krieg war Heiligendamm verwahrlost. In der DDR wurden die Häuser saniert – als „Kur- und Erholungsstätte für das schaffende Volk“. In einem Zeitungsartikel stand Ende der vierziger Jahre: „Die exklusive ‚bessere Gesellschaft‘ wird sich hier nie mehr auf Kosten der Werktätigen von ihrem Drohnendasein erholen.“ Nach der Wende kaufte der Investor Anno August Jagdfeld das gesamte denkmalgeschützte Ensemble von Heiligendamm – um die fünfhundertzwanzig Hektar Land und das Gut Vorder-Bollhagen. In Berlin finanzierte Jagdfeld unter anderem das Hotel Adlon und die exklusive Einkaufspassage Quartier 206.

Die Villen, neben dem Kempinski, sind seit Jahren verlassen. Gelbe Plastikschläuche blasen warme Luft durch die Räume. Vorhänge wehen im Wind. Putz bröckelt. Gras wächst aus Dachrinnen. Früher wohnten hier Ärzte, Handwerker, Musiker, alle unter einem Dach. Die Häuser wurden verkauft, die Bewohner mussten ausziehen.

Christine Kempka streicht ihre blonden Haare unter die Mütze. Sie zeigt auf das Hotel Kempinski. Da hinten, in der zweiten Etage, hat sie mit ihren Eltern und der Schwester gewohnt. Vor dreiunddreißig Jahren wurde sie an diesem Ort geboren. „Ich habe noch lange von diesen Treppenaufgängen geträumt, von den riesigen Räumen, vom Leben im Ort.“ Als Kinder spielten sie zwischen den Villen, am Meer und in den Wäldern. „Heiligendamm ist nicht mehr meine Heimat.“ Sie dreht sich um und schaut auf einen Mann in dunkler Kleidung. Sicherheitsdienst. Ein Ehepaar will über die Absperrung vor dem Hotel klettern. Der Sicherheitsmann schreit: „Hallo. Das geht nicht. Wofür ist denn der Zaun?“

Zu DDR-Zeiten trafen sich hier die Menschen aus dem Ort. Das ganze Jahr über spielte eine Kurkapelle. abends saßen die Leute am Strand. Ab zehn Uhr war Schluss. Alle mussten abhauen, weil die „Grenzbrigade Küste“ in Lastwagen anrückte und mit Scheinwerfern das Meer und den Strand ableuchtete. Manchmal kamen auch die freiwilligen „Helfer“ der Volkspolizei. Sie lauerten Leute auf, die am Strand feierten oder nachts badeten. Familie Kempka hatte Besuch. Es war dunkel, als sie am Strand lachten und tranken. Der Mond schien. Einer kam auf die Idee, ins Meer zu springen, die anderen folgten ihm über die Granitblöcke Richtung Wasser. Auf einmal bewegte sich ein großer Stein vor ihnen. Es war ein freiwilliger „Helfer“.

Die Polizei nennt den Zaun um Heiligendamm eine „technische Sperre“. Zwölf Kilometer lang, zwei Meter fünfzig hohe Stahlgitter, neunhundert Kilo schwere Betonblöcke, oben Stacheldraht, am Boden Unterkriechschutz, alle paar Meter Kameras und Bewegungsmelder: In einem Halbkreis von zwölf Kilometern soll der Zaun im Juni die Politiker vor der Bevölkerung schützen. Bis zu zehn Kilometern darf vor dem Zaun nicht protestiert werden. „Erweiterter Maßnahmenraum.“ Einen zweiten Zaun baut das Bundeskriminalamt um das Kempinski. Der Sicherheitseinsatz für den G8-Gipfel soll an die hundert Millionen Euro kosten; der größte Polizeieinsatz in der Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns. Mindestens 16.000 Polizisten werden eingesetzt.

„Villa Perle“ gibt es nicht mehr. In der DDR wurde das Haus in „Maxim Gorki“ unbenannt. Heute ist der Platz, auf dem es stand, mit Sand bedeckt und fein geharkt. Wie ein großes Grab. „Villa Perle“ war vor kurzem noch denkmalgeschützt. „Abreißen kommt billiger als sanieren, meinen die Investoren. Nichts gegen ein Grandhotel, ist schön geworden – aber, was jetzt in Heiligendamm passiert, macht mich fassungslos.“ Christine Kempka läuft Richtung Ortsausgang. In dem Backsteinhaus mit seinen Säulchen, Erkern und Stukkaturen lebte kurz vor dem Tod die Urgroßmutter. Heute steht es leer. Blaue Aufkleber versiegeln die



Ellen Walter ist eine der letzten Bewohnerinnen: „Heute ist dies keine weiße Stadt mehr, sondern eine tote Stadt.“

Fenster – Landeskriminalamt. Auf der anderen Straßenseite steht eine Frau mit langen weißen Haaren und winkt herüber. Ellen Walter leitete früher in Heiligendamm ein Forschungsinstitut für Klimaforschung und Balneologie. Sie sagt: „Hier ist ja nichts mehr. Post, Läden, Buchhandlung, Milchbar – die hatten das beste Eis, Friseur, Kindergarten, Handwerker, keiner mehr da. Früher hatten wir fünf Gaststätten. Der neue Fußweg ärgert mich, dafür haben sie dreizehn Bäume gefällt, keiner will mehr durch Pfützen gehen. Das Urige verschwindet. Alles wird so beliebig. Heute ist dies keine weiße Stadt mehr, sondern eine tote Stadt.“

Kein Pardon mit Demonstranten! Heißt die Parole, ausgegeben vom Chef der Einheit.

Vor der ehemaligen Kunsthochschule steht ein Mann mit einem roten Putzeimer und sagt: „Hier ist jetzt Polizei drin. Die passen auf, dass keiner den Zaun wieder abreißt.“ Er lacht und sieht zu, dass er schnell weiterkommt. Hinter dem Haupthaus stehen kleine Holzhäuser, Ateliers. Holzschnitte liegen auf dem Boden, Farbeimer stehen auf Tischen. Ehemalige Studenten haben ihre Namen und Telefonnummern an die Wände geschrieben. Britta Hubert aus Berlin. An einer anderen Wand steht: Salut. Fin. Es war schön! Die allerletzte Fete. 13. Juli.

Zwei Polizeibusse fahren auf den Innenhof. Die Polizisten steigen aus. Ein Beamter in schusssicherer Weste fragt: „Was haben Sie hier zu suchen?“ Kontrollen sind üblich. Rund um die Uhr fahren Polizeifahrzeuge durch die Region. Häufig in Kolonne. „Kavala“, das ist die „Weiße Stadt“ in Griechenland. In Heiligendamm bedeutet Kavala: „Besondere Aufbau Organisation.“ Seit anderthalb Jahren arbeiten hundertdreißig Mitarbeiter auf das Gipfeltreffen im Juni hin. Was sind das für Mitarbeiter, die bei Kavala arbeiten? Axel Falkenberg, der Pressesprecher, zeigt auf einen älteren Polizisten. „Schauen Sie hier, der Kollege, der ist Streifenpolizist aus Mecklenburg.“ Von der Zusammenarbeit mit dem Bundes- und Landeskriminalamt, Sicherheitsdiensten und Bundeswehr – davon erzählt er nichts.

Am alten Bahnhof ist eine Kneipe. Über der Kasse hängt ein gerahmtes Foto: vermurmelte Scharfschützen in einem Panzerwagen. Einer seilt sich von einem Hubschrauber ab. „Die Kavala dankt den Mitarbeitern des Herzoglichen Wartesaals“, steht unter dem Bild. Kein Pardon mit Demonstranten! Heißt die Parole, ausgegeben vom Chef der Einheit. Vor dem Hotel Kempinski sitzt eine junge Polizistin im VW-Bus. Bis morgens um sieben muss sie Wache halten. Acht Stunden zwischen Wald und Hotel. Ihr Kollege liest ein Buch von Jürgen Roth. „Der Deutschland Clan“. Untertitel: „Das skrupellose Netzwerk von Politikern, Top-Unternehmern und der Justiz.“

In Berlin-Kreuzberg steht Karl Liebknecht auf dem Mariannenplatz und hält eine Brötchentüte in der Hand. Liebknecht ist auf dem Weg nach Heiligendamm. Fast jede Woche reist er

in eine andere Stadt, berichtet über Protestaktionen gegen G8. Natürlich heißt er nicht Karl Liebknecht. Aktivisten nennen nicht gerne ihren echten Namen. Liebknecht legt Wert darauf, kein Sprecher von „Dissent“ zu sein. Dissent ist kein Bündnis, sondern ein Netzwerk verschiedener Widerstandsgruppen. Die braune Kapuze des Pullovers hat er über seinen Kopf gezogen. Tiefe Ränder liegen unter seinen Augen. Den Einsatz für den Protest macht er „hauptberuflich“ ohne finanziellen Lohn. „Vielleicht meine Art, Genua aufzuarbeiten.“ Liebknecht saß in Genua im Knast. Alle aus seiner Berliner WG landeten dort. Als sie nachts in einer Schule schliefen, stürmten Polizisten herein, schlugen auf die Globalisierungskritiker ein und schafften sie ins Gefängnis. Liebknecht ließen sie irgendwann laufen, andere kamen erst nach Wochen frei. Nachdem die Polizei vor ein paar Wochen nachts in München eine Wohnung stürmte, hat Liebknecht Angst um seine Tochter. Er weiß, dass der Verfassungsschutz fünfhundert Euro für Spitzeldienste bezahlt. Ein paar Spitzel sind aufgefliegen. Er sagt, die Polizei sei sehr nervös dieses Mal. Liebknecht hält Aktionen wie den Brandanschlag im Januar in Hamburg für nicht hilfreich. Sie würden die Bewegung spalten.

Im Eingang des Altenheims der Arbeiterwohlfahrt in Kröpelin, ein paar Kilometer von Heiligendamm entfernt, pfeifen zwei Vögel in einem Käfig um die Wette. Alte Männer sitzen im Rollstuhl, rauchen und grüßen freundlich. Liebknecht grüßt zurück. Ein Mann von Attac steht neben ihm. Er wird die Leute der Region über das Gipfeltreffen informieren. Nicht nur die Polizei fährt übers Land – auch die Aktivisten.

„Wir wollen Transparenz, gerechte Verteilung öffentlicher Güter, Demokratie.“

Martina Wagner von der Arbeiterwohlfahrt stellt Liebknecht und den Attac-Mann vor. „Diese Herren haben Gipfelproteste selbst erlebt“, sagt sie. „Wir möchten wissen, was das für Menschen sind, die bei uns protestieren. Unsere Region wird auch dadurch in Erinnerung bleiben, wie wir mit diesen Gästen umgehen.“ Der Reporter vom Stern hat ein Papierschildchen vor sich. Auf dem steht: Presse. Die Frau vom Doberaner Anzeiger sitzt neben ihm. „Probieren sie die Marzipantorte. Die ist lecker“, sagt Frau Wagner und schenkt Kaffee nach. „Erstmal guten Appetit allerseits.“

Liebknecht verzichtet auf Torte und beginnt: „Der Verfassungsschutz sagt, wir seien Militante. Uns geht's nicht darum, alles kaputt zu schlagen. Wir wollen Transparenz, gerechte Verteilung öffentlicher Güter, Demokratie.“ In jeder größeren Stadt bereiten sich Protestgruppen vor. Bis zu zweihunderttausend Demonstranten werden kommen, darunter Linksradikale und antifaschistische Gruppen, Nichtregierungsorganisationen, Umwelt- und Erwerbslosenverbände, Parteien, Gewerkschaften, feministische Gruppen, Kirchen und Sozialforen.

Der Zaun, der die Staatspräsidenten im Juni vor ungebetenen Gästen schützen soll, ist fast drei Meter hoch. Nach dem Gipfeltreffen wird er wieder abgebaut und verkauft.

Nach dem Vortrag applaudieren die Leute. Die meisten sind Frauen. Martina Wagner schlägt den kleinen Kaffeelöffel gegen das Wasserglas und bittet um Campingplätze für die Gäste. „Kennt jemand Leute, die große Flächen besitzen?“ Die Zuhörer lachen. Niemand. Liebknecht sagt: „Ich hoffe, Sie wiederzusehen, vielleicht finden Sie eine Widerstandsform, die zu ihnen passt. Für fast jede Interessenlage wird eine Gruppe dabei sein.“ Vor dem Eingang wartet eine Frau auf ihre Tochter. „Die jungen Männer haben das gut gemacht. Interessant. War mal eine ganz andere Sicht als das, was man sonst aus der Presse und von der Polizei erfährt.“

Bürgerversammlung im Dorf Steffenshagen. Die Polizei hat eingeladen. Die alte Schule ist bis auf den letzten Holzstuhl besetzt. Polizeihauptkommissar Ingolf Dinse von der Direktion Rostock sagt: „Jeder kann friedliche Demonstrationen befürworten – wir auch.“ Die Zuhörer im Saal tuscheln und lachen wie eine Schulklasse. Der Polizist erzählt, dass terroristische Anschläge und gewalttätige Störungen durch militante Globalisierungsgegner drohen. „Wenn Sie die letzten Gipfel angeschaut haben, die Chaoten haben immer randaliert.“ Ein kräftiger Kerl unterbricht ihn: „Chaoten sagt man nicht!“ Die Leute lachen.

Polizist: „Bitte was?“

„Na, Chaoten!“

Polizist: „Chaoten sagt man nicht?“

„Nein!“

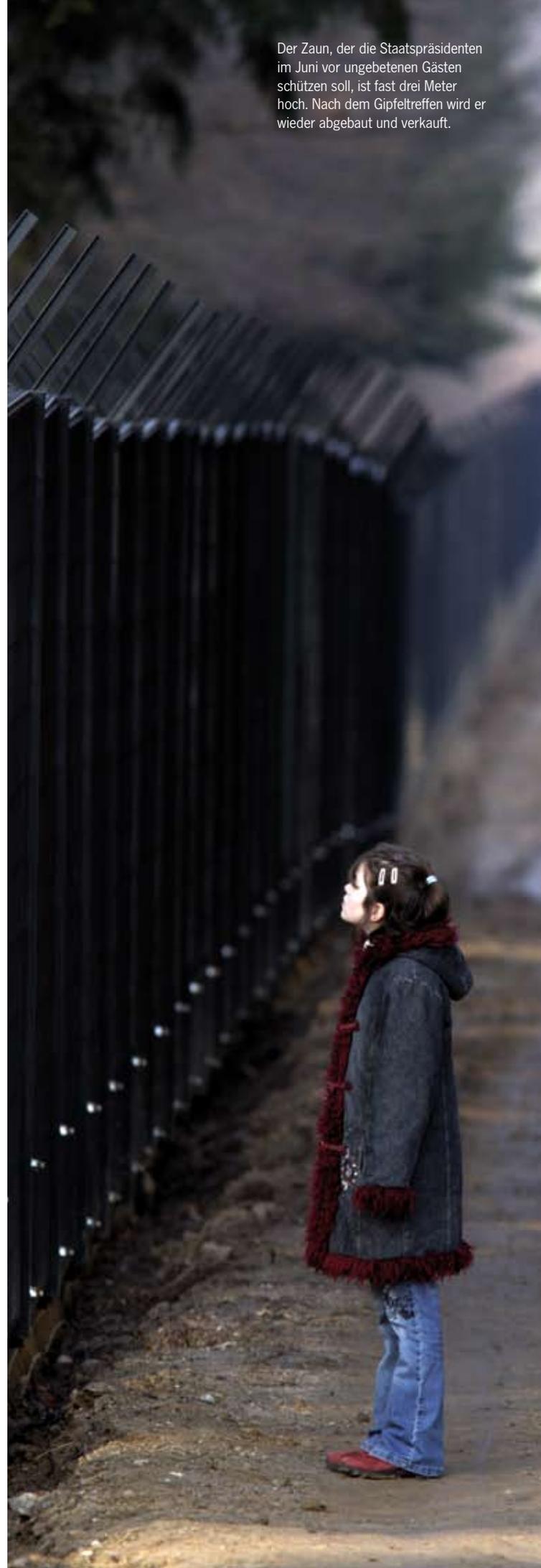
Polizist: „Na, dann nicht.“

Der Beamte zeigt auf einer großen Karte den Verlauf des Zauns, wo Kontrollstellen sein werden, berichtet von Verkehrsbehinderungen und dass der Schulbetrieb weitergehen wird. Leute, die hier nichts zu suchen haben, werden herausgefiltert. Bei Vandalismus wird die Polizei eingreifen. „Es können Steine und Flaschen fliegen und Fenster treffen. Aber ich kann Ihnen versprechen, hier wird so viel Polizei sein, wie Sie noch nie gesehen haben.“ Bürgermeister Georg Endmann sitzt mit verschränkten Armen in der Ecke und legt die Stirn in Falten.

In der Eingangshalle des Kempinski-Hotels stehen Sessel mit rotem Stoff. Dort sitzt der Chef: Der Investor Anno August Jagdfeld mit einem Glas Rotwein und einer Schale Oliven. „Sagen Sie mir, wie sind die Mecklenburger?“ fragt er leise. Jagdfeld presst die Lippen aufeinander und macht einen spitzen Mund.



Ulf Schubert, 32, wollte beim Präsidenten des Rotary-Clubs Heiligendamm einen Interview-Termin. Dieser stimmte unter den Voraussetzungen zu, wenn Schubert seinerseits vor den Rotariern einen Vortrag über journalistische Ethik halte. Schubert stimmte zu – und erhielt so noch nebenbei ein vorzügliches Abendessen im Hotel Kempinski. Fotograf, **Günther Menn**.





Der Provinzfürst

von **Ulf Schubert**

Schüsse ballern durch meine Wohnung. Nachbar Axel ist ein alter Mann. Jeden Tag spielt er am Computer. In der Bar unten am Platz sitzt der Kerzenverkäufer einsam vor seinem Pils. Neben ihm die Diva. Wie immer: Sie schreibt. Sie säuft. Sie raucht. Jungs sitzen auf der Bank und kiffen. Ein Musikant spielt seine Lieder. Auf der Straße betteln die Menschen um Geld. Wir alle leben am Heinrichplatz in Berlin-Kreuzberg. Ein Ort der Individualisten. Szenen wie aus einem Musical, und die Menschen tanzen dazu. Wären sie doch nicht so traurig. Manche schreien ihren Frust heraus. Die Hunde scheißen ihnen dafür auf die Straße. Sie schütten ihre Traurigkeit über mich. Die Frau mit dem Eimer über dem Kopf, ihre Tränen verschmieren den Dreck im Gesicht. Dumpf tönen die Schreie durch die Häuserschluchten. Ich lasse die Verwirrung und den Unsinn hinter mir, die Stadt in ihrem Säuferdunst und den eingetretenen Wegen. Ich bin ein Landkind, habe den Bauernhof in meinem Kopf, das Geschrei der Marktfrauen, Hühnerscharren auf dampfenden Misthaufen. In der Ferne macht ein Kuckuck sein Kuckuck. Steht der Provinzler mit einer Harke in der Hand am Wegesrand und schaut mir nach, dann gebe ich noch mal Vollgas. Ich bin verzückt vom Duft des Waldes, die Erde muss riechen. Bei Hitze kribbelt Staub in der Nase und wenn Regen auf den Boden platzt, strömt der schwere Duft der Fruchtbarkeit durch meinen Körper. Hinter dem Apfelbaum geht ein kleiner Weg rechts rein. Die Äste der Büsche kratzen über den Lack des Wagens. Eine Staubwolke wirbelt hinterher. Inmitten der Einsamkeit steht das kleine Backsteinhaus. Ich schließe die Tür auf, klappe die Fensterläden zur Seite, öffne das Fenster und schaue auf die Wiesen und Hügel der Landschaft. Früher lebte hier der Fürst, heute bin ich der Fürst. Mit dem Luftgewehr schieße ich ein paar Bierdosen durch den Garten, nehme mir ein Badetuch und laufe am Kornfeld vorbei zum Badesee.

Der Stadterotiker

von **Lucas Vogelsang**

Ich liebe die Stadt, weil sie ein Dorf sein kann. Überschaubar, wenn es drauf ankommt, gleichzeitig aber weitläufig, unendlich in ihren Möglichkeiten. Es gibt auch hier immer den einen Sportverein, auch hier laufen die erwachsenen Männer in Trainingsanzügen ihres Kiezklubs durch die Straßen, gehen samstags zum selben Friseur und haben eine Stammkneipe. Sonntags treffen sie sich an ihrem Vereinsheim und schauen, die Dose Altmark-Pils in der Hand, ihren Jungs beim Kicken zu. Doch der Unterschied zwischen einer Stadt wie Berlin und der Provinz liegt im Drumherum, in der Aussicht, nur einen Wimpernschlag entfernt mehr als zwei Kinofilme sehen, zwischen Theater, Popkonzert und Vernissage wählen zu können. Ich bin metropophil, weil ich hier, ohne zu reisen, die ganze Welt sehen kann. Sie ist zu Besuch oder auf der Durchreise. Ich stelle mich an den Straßenrand und sehe, wie sie an mir vorbei zieht, gehe in Kreuzberg auf einen türkischen Wochenmarkt oder zur Russendisko ins Café Moskau. In der Provinz würde ich am Straßenrand stehen und hoffen, dass heute noch ein Bus in die nächste Kreisstadt kommt. Die anderen Jugendlichen an dieser Haltestelle trinken Goldkrone mit Cola, steigen in ihren tiefergelegten Golf 3, fahren nach Hause und kommen dort nie an. Auch deshalb liebe ich die Stadt, weil sie Leben rettet. Weil zwischen dem Club und meinem Bett keine Allee im Weg steht. Einmal bin ich vor der Stadt geflüchtet, ins Auto gestiegen und ohne anzuhalten an die Ostsee gefahren, Mecklenburg-Vorpommern. Ich habe mir eine kleine Hütte genommen in der Nähe des Meeres. Und die ganze Nacht nicht schlafen können – es war zu dunkel, die Ruhe zu komplett, sie verwirrte mich. Da habe ich gemerkt, wie sehr ich das alles brauche: den orangefarbenen, sternlosen Nachthimmel, das Licht tausender Laternen, das die Nacht nie ganz gewähren lässt. Und diesen niemals versiegenden Geräuschfluss aus Stimmen, Motoren und dem Summen der Neon-Reklamen. Ich bin stadsüchtig.

Provinz-Glossar

ARSCH DER WELT

Derbe Umschreibung für einen abgelegenen Ort in der tiefsten » Provinz. Der französische Karikaturist, Zeichner und Kinderbuchautor Tomi Ungerer muss sich in der schwäbischen Stadt Plochingen dem Arsch der Welt sehr nahe gefühlt haben – dort wollte er ein öffentliches WC mit einem Dach in Gesäßform bauen. Das Projekt scheiterte am Widerstand christlicher und muslimischer Geistlicher: Sie fühlten sich vom größten Arsch der Welt unangenehm berührt.

BAUERNTÖPPEL

Ein plumper, ungeschickter Mensch wurde bereits im 16. Jahrhundert als Töpel bezeichnet. Die Bezeichnung ist erst durch Martin Luther allgemeinsprachlich geworden – dessen Vater Hans Luder war übrigens selbst Bauer.

BERLIN

Größte Ansammlung von » Dörfern innerhalb Deutschlands. Besonders zu erwähnen sind die Stadtteile Zehlendorf, Wilmersdorf, Rixdorf, Reinickendorf, Kaulsdorf, Biesdorf und Heinersdorf.

BETT IM KORNFELD

Songtitel eines Stücks von Schlagersänger Jürgen Drews, der sich selbst gern Onkel Jürgen nennt und von TV-Moderator Thomas Gottschalk den Titel „König von Mallorca“ verliehen bekam. (vgl. » Landei, » Provinzler und » Hinterwäldler)

DÖRFER

Plural von Dorf: Schon im Mittel- und Althochdeutschen bezeichnete das Dorf eine bäuerliche Siedlung, vielfach auch einen Einzelhof. Im Laufe der Zeit bildeten sich verschiedene Dorfformen heraus – doch fest steht: In jedes Dorf gehört mindestens ein Haus und eine Straße. Die größte Ansammlung von Dörfern innerhalb Deutschlands ist » Berlin.

GUMMISTIEFEL-
TRÄGER

Vorurteilen zufolge ist es in der » Provinz feuchter als in der Stadt. Aber das ist nur ein Vorurteil.

HINTER DEM MOND

Dort leben Menschen, die nicht wissen, was in der Welt vorgeht. „Also der lebt wirklich hinter dem Mond; fragt mich doch, wer die Fußball-Weltmeisterschaft gewonnen hat!“ wäre ein typischer Ausruf. Doch Vorsicht: Auch Fußballfans können hinter dem Mond leben!

HINTERWÄLDLER

Der Begriff ist eine Lehnübertragung vom englischen backwoodsman aus dem 19. Jahrhundert. Gemeint sind die Ansiedler im Westen Nordamerikas jenseits des Alleghenygebirges. „Der lebt doch hinterm Wald“ ist heute eine gängige Redewendung, mit der ein nicht informierter, unmoderner » Provinzler umschrieben wird.

JWD

Eine Berliner Abkürzung für Janz weit draußen. Gemeint ist die » Pampa, die von der Innenstadt aus schlecht zu erreichen ist. Ursprünglich hat sich der Begriff von den Berliner Postbezirken hergeleitet; SO36 war zum Beispiel die Bezeichnung für ein Straßennetz in Kreuzberg. Die Meinungen, welche Gegenden heute Jwd sind, gehen weit auseinander: Einige Berliner betiteln mit Jwd Ortschaften außerhalb der Stadtgrenze, andere fühlen sich schon im B-Bereich vom S-Bahnnetz Janz weit draußen.

LANDEI

Gegenpart zur » Pomeranze. Das Landei wohnt mit Vorliebe in der » Provinz, wo es sich pudelwohl fühlt und am liebsten gar nicht weg möchte. Als Gründe für diese Präferenz nennen selbsternannte Landeier wie der Schauspieler Maximilian Brückner in einem taz-Interview: Geschwister, Landluft, Freunde, Berge, Blasmusik.

LANDLUFT

Die Stuttgarter Universität Hohenheim hat im September 2006 auf dem 12. Hohenheimer Feldtag einen großen Landluft-Test durchgeführt: Besucher aus der » Provinz konnten an Gülle-Proben schnuppern und sich die Unterschiede zwischen verschiedenen Dungsarten erklären lassen. Etwas lernen konnte man auch: Auf einer Ausstellung war ein historischer Dungkarren zu sehen. „Den kann man sich wie ein großes Bierfass voller Gülle vorstellen“, sagt Stefan Walther, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Agrartechnik. Heute verwendet man solche Karren höchstens noch » hinter dem Mond.

LANDSTREICHER PAMPA

Gegenteil vom Stadtpenner.

La Pampa ist eine argentinische » Provinz in Südamerika. Der größte Teil der Pampa-Ebene ist flach und trocken, wobei die Trockenheit zur westlich gelegenen Salzsteppe zunimmt. Umgangssprachlich bezeichnet die Pampa in unseren Breitengraden eine einsame und öde Gegend: Mittellose Städter wohnen in der Pampa, wenn ihnen Mietpreise in der Innenstadt zu hoch sind. (vgl. auch » Jwd)

POMERANZE

Bereits im 15. Jahrhundert wurde der Begriff für eine bittere Apfelsinenart verwendet. Wortwörtlich setzt sich die Pomeranze aus den italienischen Wörtern pomo („Apfel“) und arancia („Apfelsine“) zusammen. Umgangssprachlich wird eine unbeholfene Frau vom Land als Pomeranze bezeichnet. Sie bildet den Gegenpart zum » Landei.

PROVINZLER PROVINZ

Einwohner der » Provinz. Manche Provinzler leben sogar » hinter dem Mond. (vgl. auch » Hinterwäldler)

Provinz
Provinz ist, wo ich bin. (vgl. Titel)



PHILIPP EINS
info@philipp-eins.de



Christian Schnohr
c.schnohr@web.de



Jörg Isert
joerg.isert@gmx.de



Katharina Schönwitz
schoenwitz@yahoo.de



Flora Jädicke
flolettre@gmx.de



ULF SCHUBERT
ulfshubert@hotmail.com



ursel@inode.at
Ursel Nendzig



THOMAS THIEME
thomas.thieme@public-files.de



Martin Preusker
martin.preusker@gmx.de



Lucas Vogelsang
Lucasvogelsang@web.de

GO
02/07

Zeitschrift der Zeitspiegel-Reportage-
schule Günter Dahl, einer Kooperation
der Reportageagentur Zeitspiegel und
Volkshochschule Reutlingen GmbH

▲ Spendhausstraße 6
72764 Reutlingen
07121 336-0

✉ info@reportageschule.de
www.reportageschule.de

Herausgeber:
**Zeitspiegel-Reportageschule
Günter Dahl**

Geschäftsführer:
Dr. Ulrich Bausch
Organisation:
Stefan Junger

Chefredakteur:
Philipp Maußhardt
Mitarbeit:
**Erdmann Wingert, Ingrid Kolb,
Toni Keppeler, Wolfgang Behnken**
Bildredaktion:
Uli Reinhardt

Art Director:
Ellen Göbel
ellen.goebel@merz-akademie.de

Illustration:
Gisela Goppel
giselagoppel@yahoo.de
Julia+Christian Stephanovici
julsten@web.de
Ellen Göbel

Coverfoto:
Vincent Schneider

Redaktion:
**Philipp Eins, Jörg Isert, Flora Jädicke,
Ursel Nendzig, Martin Preusker,
Christian Schnohr, Katharina Schönwitz,
Ulf Schubert, Thomas Thieme,
Lucas Vogelsang**
Schlussredaktion:
Martin Preusker, Thomas Thieme

Druck/Produktion:
Sautter GmbH Repro+Druck

Kuratorium der Zeitspiegel-Reportage-
schule Günter Dahl: **Prof. Dr. Hermann Bausinger,
Barbara Bosch, Anton Hunger, Ingrid Kolb,
Rainer Knubben, Dr. Rainer Märklin,
Prof. Dietmar Mieth, Dr. Andreas Narr,
Thomas Oberle, Prof. Georg Obieglo,
Edzard Reuter**

Preis des Heftes: 5,00 Euro. Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet und
Vervielfältigung auf Datenträgern wie CD-Rom, DVD-Rom,
etc. dürfen nur nach vorheriger schriftlicher Zustimmung des
Herausgebers erfolgen.

Vetrieb:
Agentur Zeitspiegel
Strümpfelbacherstr. 21
71384 Weinstadt
Tel: 07151/9646-0
www.zeitspiegel.de

